# UNA VOCE-KORRESPONDENZ

Herausgeber: UNA VOCE Deutschland e. V.

7. Jahrgang, Heft 1

Januar/Februar 1977

## Das Antlitz des Menschen und die neue Theologie

Von Walter Hoeres

Das Referat wurde von Prof. Hoeres auf der Jahrestagung der UNA VOCE DEUTSCHLAND am 17. November 1976 in Hattersheim vorgetragen.

Die Geschichte der Kirche gibt uns eine Fülle von Beispielen dafür, daß alle fundamentalen theologischen Irrtümer ihre Wurzeln in falschen philosophischen Ansichten haben, wie auch umgekehrt eine wahrhaft kirchliche und für Gott offene Theologie eine gesunde Philosophie zur Voraussetzung hat. Die nachfolgenden Ausführungen versuchen in diesem Sinne zu zeigen, daß alle Irrtümer des theologischen, religiösen und liturgischen Progressismus unserer Tage auf eine Verdunkelung des wahren Sinnes der menschlichen Erkenntnis und ihres Stellenwertes im Leben des Menschen, mithin also auf einen falschen Erkenntnisbegriff und eine falsche Erkenntnistheorie, zurückgehen. Dabei können wir gewiß nicht in dem Maße, wie dies vom Thema her geboten wäre, auf die Einzelheiten eingehen: dies würde eine ganze Serie von Monographien erfordern. Aber es dürfte doch wichtig genug sein - wenn auch nur in der Kürze eines Vortrages - eine Anzahl von Hinweisen zu geben, die dafür sprechen, daß der "Progressismus" kein zusammenhangloses Agglomerat von unerfreulichen Einzelauffassungen über Gott und Welt darstellt, sondern sich auf eine Fehlinterpretation der menschlichen Erkenntnis zurückführen und in dieser immer wieder dingfest machen läßt: daß er also in einem ganz bestimmten philosophischen Irrtum begründet ist, der sich dann allerdings fächerartig in eine Skala von falschen und mißverständlichen philosophisch-theologischen Ansichten ausbreitet. Auch wollen die folgenden Ausführungen in keiner Weise bestreiten, daß es eine Fülle von "außerphilosophischen" Ursachen

des Progressismus geben mag, die etwa auf die allgemeine Krisis zurückgehen, die unsere Gesellschaft bis in ihre Grundfesten erschüttert. Aber auch diese geht ja letzten Endes auf falsche Ideen über den Sinn des menschlichen Daseins zurück, wie denn alle großen geschichtlichen Auseinandersetzungen nach dem schönen Wort von Reinhold Schneider nichts anderes sind als der Nachhall des Kampfes der Geister in den Lüften.

#### I. Ziel der menschlichen Erkenntnis

Wenn wir im folgenden auf den Erkenntnisbegriff der abendländischen Philosophie und Theologie eingehen, wie er von der griechischen Philosophie bei Platon und Aristoteles grundgelegt und von den großen Denkern der Hochscholastik insbesondere des dreizehnten Jahrhunderts systematisch ausgearbeitet worden ist, dann greifen wir stets auf eine philosophische Tradition von imponierender Kontinuität zurück. Ganz im Gegensatz zur Philosophie der Neuzeit, die mit Recht als ein wahres Schlachtfeld gegensätzlichster Meinungen bezeichnet werden kann, ist diese geistige Tradition des Abendlandes, die von Platon (427-347 v. Chr.), Aristoteles (384-322 v. Chr.), über den hl. Augustinus (354-430) und den hl. Thomas v. Aquin (1225 bis 1274) bis zum Thomismus der Neuzeit reicht, von erstaunlicher Einhelligkeit in den letzten Fragen, was weder den heute so viel beschworenen Pluralismus der Meinungen — etwa zwischen der thomistischen Philosophie im engeren Sinne und der augustinisch-franziskanischen Richtung - noch einen echten Erkenntnisfortschritt ausschließt. 1 Mit Recht hat man deshalb die Philosophie des Platon und Aristoteles als geistigen Advent des Christentums bezeichnet<sup>2</sup> — konnten doch die christlichen Denker der Scholastik getrost aufbauen auf diesem Fundament, in dem sich die anima naturaliter christiana so eindrucksvoll manifestiert hatte. Zu bedenken ist ferner, daß die Philosophie zwar ihrem eigenen Selbstverständnis nach nicht auf die Erkenntnisquellen der Theologie, Glaube und Offenbarung, zurückgreifen darf, sondern nur auf die natürliche Erkenntniskraft, die jeder Mensch gleich ob getauft oder ungetauft - mitbringt, daß aber auf der anderen Seite in der Philosophie, wie sie innerhalb der Kirche seit nunmehr fünfzehnhundert Jahren betrieben wird, selbstverständlich auch der Hl. Geist und die Gnade Gottes wirksam ist. Denn natürlich läßt sich das philosophische Erkenntnisvermögen nicht aus der Ganzheit des Menschen isolieren, und wenn auch die philosophischen Gründe der Logik standhalten müssen,

Vgl. zu dieser Kontinuität die meisterhafte Darstellung bei Hans Meyer, Thomas v. Aquin, sein System und seine geistesgeschichtliche Stellung, Paderborn <sup>2</sup>1961.
 Vgl. dazu Hans Pfeil, Das platonische Menschenbild, Aschaffenburg 1963.

so wirkt doch psychologisch die Gnade auf den Geist des christlichen Philosophen ein. Auch in der "rein philosophischen" Auffassung von Gott, Welt, Mensch, wie sie sich innerhalb des Lebens- und Kulturraumes der katholischen Kirche entwickelt hat, kommt daher immer schon die geistliche Erfahrung und das christliche Selbstverständnis betender Menschen zum Ausdruck.

Das ist der Grund dafür, daß gerade die Päpste der Neuzeit und Gegenwart, die so sehr von fundamentalen philosophischen Irrtümern erschüttert und heimgesucht wird, immer wieder völlig legitimerweise die akademischen Lehrer in der Kirche und ihre Brüder im Bischofsamt gemahnt haben, an der christlich-abendländischen Philosophie, wie sie sich tatsächlich in der Kirche entwickelt und im hl. Thomas von Aquin ihren unerreichten Höhepunkt gefunden hat, unbedingt festzuhalten. Wir erinnern nur an die Enzyklika "Aeterni Patris" von Leo XIII., in der dieses Festhalten den Professoren der Philosophie an Seminaren und kirchlichen Instituten zur Pflicht gemacht wird, wobei immer wieder daran zu erinnern ist, daß die thomistische Philosophie ihrem eigenen Geiste nach weit, offen und elastisch genug ist, um die immer neuen Erkenntnisse und Aufgaben, die der Philosophie beispielsweise durch die stürmische Entwicklung der Naturwissenschaften gestellt sind, in sich aufzunehmen bzw. zu lösen. Diese Offenheit ist es gerade, die die thomistische Philosophie so wohltuend von den starren dogmatischen Systemen der philosophischen Neuzeit unterscheidet.3

In der Eigenart unserer Erkenntnis spiegelt sich die Spannung wider, die den Menschen als "animal rationale": als "vernünftiges Sinneswesen" definiert. Er ist nicht reiner Geist wie Gott und die Engel, sondern als geistige Seele darauf hingeordnet, den Leib aufzuerbauen und zu gestalten. Eine gute Philosophie ist dadurch gekennzeichnet, daß sie es fertigbringt, auch scheinbare Gegensätze, die in Wahrheit nur die bunte Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit reflektieren, in einem Weltbild zusammenzufassen, und es macht gerade die Minderwertigkeit der progressistischen Philosophie aus, daß sie dies nicht mehr vermag. Im Sinne des hl. Thomas v. Aquin ist die geistige Seele zwar auf der einen Seite so selbständig, daß sie die Zerstörung des Leibes zu überdauern vermag. Sie ist aber auf der anderen Seite so sehr Lebensprinzip des Leibes, daß man den Menschen mit Recht als Einheit aus Leib und Seele bezeichnen kann. Diese Einheit kommt in dem schönen Wort Romano Guardinis zum Ausdruck, daß unser Antlitz nichts anderes sei als sichtbar werdender Geist! Sie kommt

<sup>&</sup>lt;sup>8</sup> Vgl. zur Aktualität der scholastischen Philosophie die schöne Schrift von Gion Darms, Scholastik noch aktuell? Rom-Freiburg-Zürich 1965.

auch in der Sprache zum Ausdruck, die davon spricht, daß nicht unser Auge es ist, welches sieht, sondern das "beseelte Auge"!

Weil der Geist des Menschen also "verleiblicht" ist, hat er nicht wie die reinen Geister eine unmittelbare und sofortige Intuition in das Wesen der Dinge, sondern er ist auf die Sinne angewiesen, um die Dinge zunächst einmal auf diesem Wege kennenzulernen. Zwei altehrwürdige philosophische Sentenzen kennzeichnen diese Angewiesenheit. Von Aristoteles stammt der Ausspruch, daß der menschliche Geist zu Beginn seiner Tätigkeit wie ein leeres, unbeschriebenes Blatt sei, auf dem noch nichts geschrieben stehe. Sodann gibt es den alten philosophischen Sinnspruch, der immer wieder in der Geschichte der Philosophie wiederholt, expressis verbis aber von Locke und Leibniz formuliert wurde: "nichts ist im Verstande, was nicht zuvor in den Sinnen war". D. h., all unsere Erkenntnis beginnt bei den Sinnen. Die Sinne sind es, die sozusagen erst das Material beiholen müssen, mit dem sich der geistige Verstand nachher beschäftigen kann. Sie sind die Fangarme, mit denen sich der Geist bis zu den Dingen erstreckt und diese zu ergreifen sucht.

Aber das bedeutet nicht, daß der Verstand bei dem stehenbleiben würde, was uns die Sinne zeigen. Nicht umsonst wird der Verstand auch als "Intellekt" in der abendländischen Philosophie bezeichnet, und das bedeutet soviel wie "Vermögen zur Einsicht", welche die sinnfällige Oberfläche der Dinge durchdringt, um - soweit das der begrenzten Erkenntniskraft des Menschen überhaupt möglich ist - ihr inneres Sein und Wesen freizulegen, das sich im Sinnfälligen nur seinen Ausdruck gibt. Dieses innere Wesen der Dinge erscheint also in dem, was schon die Sinne fassen, aber hätten wir nur sie, dann könnten wir diese Erscheinung nicht buchstabieren, enträtseln und auf ihre Wesensgründe in der Sache zurückführen. So kommt beispielsweise die vernünftige Wesensnatur des Menschen in seinem aufrechten Gang, seinem verständigen Benehmen, seiner Sprache und seinem Gesichtsausdruck zum sinnfälligen, wahrnehmbaren, sicht- und hörbaren Ausdruck. Aber es bedarf der Einsicht, um diesen Ausdruck richtig zu interpretieren und als Außerung des geistigen Seins und Wesens des Menschen zu verstehen! Natürlich sind Sinnes- und Verstandeserkenntnis in der konkreten Einheit des menschlichen Bewußtseins und der menschlichen Welterfahrung nicht so getrennt, wie wir das hier darstellen. Es ist also nicht so, daß erst die Sinne und nachher der Verstand tätig seien. Vielmehr sehen und begreifen wir in einem einzigen Akt, daß es sich hier um ein Buch und dort um ein Tier handelt. Dennoch ist daran festzuhalten, daß es sich um zwei Erkenntnisfähigkeiten, die Sinneswahrnehmung und den rein geistigen Verstand, handelt, die sich zu einem einzigen Gesamtakt des Verständnisses der Wirklichkeit integrieren.

Unsere geistige Erkenntniskraft, der Verstand, hat aber nicht nur die Tendenz, die sinnfällige Oberfläche der sichtbaren Dinge zu durchdringen, um zu ihrem eigentlichen Sein und Wesen vorzustoßen. Sondern es liegt in der Logik dieser Tendenz, daß er dann auch die Frage nach dem Grunde dieses Seins stellt: letzten Endes die Frage, ob dieses Seiende, das da vor ihm steht, schon aus sich und aus eigener Kraft besteht oder seiner ganzen veränderlichen und vergänglichen Natur nach auf eine höhere Ursache und einen Grund seines Daseins verweist. Indem der Geist des Menschen somit nach dem Grunde in den Dingen fragt, der ihre Erscheinungsweise, ihren Ausdruck, ihre Tätigkeiten und ihr Verhalten erklärt, fragt er immer schon nach dem Grunde der Dinge überhaupt, um schließlich die Frage nach dem letzten Grunde allen Seins zu stellen.

Damit ist schon jener eigentümliche, fast tragische Doppelsinn unserer Erkenntnis umrissen, in welchem sich der Doppelsinn des menschlichen Wesens als in die Leiblichkeit eingetauchter Geist darstellt. Einerseits ist auch die geistige Erkenntniskraft als Fähigkeit eines Menschen auf die Sinne angewiesen. Was wir unmittelbar zu schauen und zu erfassen vermögen, sind deshalb zunächst nur die sinnfälligen Erscheinungsweisen der Dinge, und wir können nur auf dem Umwege des nachdenkenden Kombinierens und schlußfolgernden Denkens "hinter die Dinge" kommen und annähernd erfassen, was ihrer Erscheinung zugrundeliegt. Andererseits aber ist unser Erkenntnisvermögen auch eine geistige Fähigkeit, und damit ist ihr Thema und Gegenstand nicht nur die sinnfällige Welt, sondern die Wirklichkeit schlechthin. Das macht nach den großen Philosophen der abendländischen Tradition ja das Wesen des Geistes aus, daß er nicht nur diesen oder jenen Teilbereich, sondern alle Wirklichkeit schlechthin erfassen möchte. Was die Philosophen uns sagen, zeigt uns aber auch schon der gesunde Menschenverstand. Wenn wir jemals anfangen, überhaupt zu fragen, kommen wir dem kleinen Kinde gleich, das die Mutter mit seinen ewigen "Warum-Fragen" quält, niemals an ein Ende und ruhen nicht, bis wir die letzte aller nur möglichen Antworten erreicht haben. Und die letzte Antwort auf alle Fragen, die uns die Welt stellt, ist nun einmal Gott als der Inbegriff aller Wirklichkeit, der nur als solcher die Frage nach dem Grunde aller übrigen Wirklichkeit zu beantworten vermag.

"Alle Menschen", so beginnt die berühmte "Metaphysik" des Aristoteles, die neben der Hl. Schrift zum Grundbuch des Abendlandes geworden ist, "streben von Natur aus nach Wissen". Wenn sie aber von Natur aus nach Erkenntnis streben, so werden sie keine Ruhe geben, bis sie all die großen Fragen gelöst haben, die ihnen ihre Erkenntnis im Blick auf die rätselhafte und in vielem so unergründliche Wirklichkeit aufgibt. Und so ist der Mensch gerade deshalb, weil er nicht wie die reinen Geister, die Engel, eine sofortige und untrügliche Intuition des Seins und Wesens der Dinge hat, das "animal metaphysicum": jenes Wesen, das seiner ganzen Natur nach darauf angewiesen ist, Philosophie und letzten Endes immer Metaphysik zu treiben, d. h. die Frage nach den letzten Gründen der Wirklichkeit zu stellen. Und es ist klar, daß er keine Ruhe findet, bis er eine Antwort auf diese Fragen gefunden hat.

Nur ein anderer Ausdruck dieser Tatsache ist es, wenn die abendländische Philosophie davon spricht, daß das Sein Thema des menschlichen Intellektes sei. So wie das Auge von der farbigen Gestalt angezogen wird und diese zu seinem Objekte hat, so ist der eigentümliche Gegenstand des menschlichen Verstandes das Seiende als solches und damit alles, was sich als Seiendes behauptet: was in mehr oder minder großer Intensität wirklich ist. Über den Versuch hinaus, das Sein der Dinge dieser Welt zu erfassen, strebt also der menschliche Geist notwendig danach, Gott zu erkennen. Denn einmal muß ihm eine tiefere Besinnung auf das Sein und Wesen der Dinge dieser Welt zeigen, daß diese ihren Ursprung der unendlichen Seinsfülle Gottes verdanken und zum anderen, daß ihr Sein nur ein Abbild und Gleichnis des göttlichen Seins ist. Alle Dinge haben ja in einem nur begrenzten Maße des "mehr" oder "weniger" Anteil am Sein: Gott aber ist das Sein selbst in all seiner nur denkbaren Fülle, und daher ist es ganz natürlich, daß der menschliche Geist, wenn er schon nach der Erkenntnis des Seienden verlangt, damit immer schon nach der Erkenntnis Gottes strebt.

Natürlich ist es auch, daß der menschliche Geist danach strebt, Gott so tief und so unmittelbar wie nur möglich zu erfassen. Es genügt ihm nicht, irgendwie nur darum zu wissen, daß es so etwas wie einen Gott gibt, und er findet sein Auslangen nicht in der öden Dürre eines nur abstrakten Begriffes von einem unendlichen Wesen namens Gott. Wenn ich etwas wirklich tief und vollkommen erfassen will: so wie es in sich selbst ist, dann verlange ich danach, es anzuschauen. Die Anschauung ist die eigentliche Form menschlicher Erkenntnis, und es ist das Verdienst der phänomenologischen Philosophie der Gegenwart, dies deutlich herausgestellt zu haben gegen den Begriffsfetischismus der kantischen Philosophie und im Einklang mit der großen Tradition der abendländischen Erkenntnislehre. Insbesondere ist es das Verdienst der Phänomenologie, gegenüber dem allgemein grassierenden Empirismus, Positivismus und wie all diese Perversionen der mensch-

lichen Erkenntnis von heute heißen, die Herbert Marcuse mit Recht als den "Sadomasochismus des westlichen Intellektuellen" bezeichnet hat, nachdrücklich daran erinnert zu haben, daß es neben der Sinneswahrnehmung auch eine geistige Form der Anschauung gibt: die Einsicht in das Sein und Wesen der Dinge, von der wir oben gesprochen haben.<sup>4</sup>

Hier zeigt sich wieder der - wie wir es nannten - fast tragische Doppelsinn der menschlichen Erkenntniskraft. Auf der einen Seite ist ihre Sehnsucht, Gott anzuschauen, in ihrer eigenen Natur grundgelegt, so daß man im Sinne jenes berühmten Wortes des hl. Augustinus sagen kann, daß der menschliche Geist erst in der Anschauung Gottes zur Ruhe kommt, die nichts anderes ist als die unmittelbare Gegenwart des unendlichen Seins selbst. Auf der anderen Seite aber ist es dem menschlichen Geist nicht gegeben, diese Anschauung Gottes aus eigener Kraft zu erreichen. Einmal ist ja sein Ausgangspunkt die sinnfällige Welt, und von ihr aus kann er höchstens durch schlußfolgerndes Denken bis zu der Erkenntnis kommen, daß es einen Gott als Ursache dieser Welt gibt. 5 Außerdem aber ist es dem endlichen, geschöpflichen Geiste überhaupt nicht möglich, Gottes Anschauung aus eigener Kraft zu erreichen. Als Geist strebt er zwar nach der Erkenntnis des Seienden und damit nach einer möglichst tiefen und vollkommenen Erkenntnis des Seins selbst, also Gottes. Dennoch ist es ihm nicht gegeben, eine solche Gegenwart Gottes zu erreichen, und der hl. Thomas von Aquin nennt uns in einem schönen Gleichnis auch den Grund dafür. Auch das menschliche Auge strebt nach dem Lichte als seinem naturgegebenen Objekte, aber es ist dennoch unfähig, in die Sonne zu blicken und ihren Anblick zu ertragen, obwohl doch die Sonne die Quelle und zugleich die Fülle allen Lichtes ist. Und so ist es auch in der Schwäche des geschöpflichen und erst recht des menschlichen Geistes begründet, der so tief noch unter den Engeln steht, daß er Gottes Anblick aus eigenem weder zu erlangen noch zu ertragen vermag. Hieran erinnert auch das Wort der Hl. Schrift: "wer mein Angesicht schaut, der muß sterben!".

Aber wenn auch der menschliche Geist dieses Ziel nicht aus eigener Kraft erreichen kann, ja deshalb auch gar kein Recht hat, zu verlangen, daß es ihm gewährt werde, so hat er doch auf der anderen Seite eine natürliche Sehnsucht danach. Er hat kein Recht auf die Anschauung Gottes, und dennoch ist

<sup>&</sup>lt;sup>4</sup> Vgl. das in der Auseinandersetzung mit den erkenntnistheoretischen Irrtümern der Gegenwart ungemein wichtige Buch von Josef Seifert, Erkenntnis objektiver Wahrheit, München und Salzburg <sup>2</sup>1975.

<sup>5</sup> Zu den Gottesbeweisen und der Möglichkeit einer philosophischen Gotteserkenntnis:

Julius Seiler, Das Dasein Gottes als Denkaufgabe, Luzern und Stuttgart 1965; Helmut Ogiermann, Sein zu Gott — Die philosophische Gotteslehre, München und Salzburg 1974; Jakob Fellermeier, Die Philosophie auf dem Weg zu Gott, Paderborn 1975.

sein ganzes Sein und Wesen in Erwartung nach ihr: so tief entspricht die Gegenwart Gottes in sich selbst der menschlichen Natur. Daher haben die großen Philosophen und Theologen der Vorzeit auch davon gesprochen, daß der Mensch ein "desiderium naturale finis supernaturalis" habe: ein in seiner geistigen Natur begründetes Streben nach einem Ziele, das er dennoch nicht mit seinen natürlichen Erkenntniskräften, sondern nur durch die gnadenhafte Selbstmitteilung Gottes erreichen könne. So ist der Mensch bereit, ja er sehnt sich geradezu nicht nur nach irgendeiner Form des Anrufes durch Gott, sondern nach jener radikalen Selbstoffenbarung des Herrn, die darin besteht, daß er sich so unmittelbar zeigt, wie er ist.

Man könnte daher den menschlichen Geist, ja jeden endlichen Geist auch als "vas spirituale": als geistliches Gefäß bezeichnen, das darauf wartet, mit der unendlichen Fülle Gottes erfüllt zu werden. Freilich als ein irdenes Gefäß, denn wie gesagt, ist der menschliche Geist nicht fähig, überhaupt nur die Anschauung Gottes zu ertragen und ihm wird daher in der ewigen Glückseligkeit das "lumen gloriae": "das Licht der Herrlichkeit" gewährt, das als Vollendung und Krönung aller Gnade ihn derart über sich hinaushebt und stärkt, daß er dem Anblick des Unendlichen nicht nur standhalten, sondern ihn bis in alle Ewigkeit beseligt verkosten kann. <sup>6</sup>

Weniger bildlich wird dieser Sachverhalt umschrieben, wenn wir den menschlichen Geist als Offenheit für Gott bezeichnen, womit sicher nicht alle seine Aufgaben und Funktionen in dieser Welt, wohl aber sein tiefstes Wesen und seine eigentliche Bestimmung erfaßt sind. Zugleich ist diese Offenheit auch spezifisch menschlich, denn wie wir ausführten, ist ja der menschliche Geist zu Beginn wie ein leeres, unbeschriebenes Blatt. Er ist auf die Sinne angewiesen - noch nicht im Besitz der Erkenntnis, und daher auch ist menschliches Erkennen immer ein Entdecken, ja ein Neuentdecken der Wirklichkeit. Der Mensch wird unwissend und ahnungslos geboren: ein Satz, der auch heute noch im Zeitalter der Ideologieforschung gilt, wenn man die Vorurteile als Signum dieser Ahnungslosigkeit nimmt. Aber dieser Nachteil der Unwissenheit hat auch das Beglückende, das in der Neuentdeckung und dem plötzlichen Geschenk der Einsicht und Erleuchtung beschlossen liegt. Diese Offenheit für die Dinge, ja für die ganze Wirklichkeit also ist es, die ihren krönenden Abschluß findet in der Offenheit für Gott, jenem Warten auf den Einbruch des Ungeheuerlichen, das der menschliche Geist weder vorauszuahnen noch zu beanspruchen vermag, und auf das er dennoch ständig in der Tiefe seines Seins wartet.

<sup>&</sup>lt;sup>6</sup> Vgl. dazu vom Verfasser: Zur Ontologie der "beatitudo" bei Duns Scotus, in: "Il Santo" VI/1966, fasc. 2—3.

### II. Himmel als Anschauung Gottes

Die vorstehende Betrachtung über die eigentümliche Doppelrolle unserer Erkenntnis als leibseelische Fähigkeit und als rein geistiges Vermögen wird ergänzt und bestätigt durch einen Gedanken, den wir bereits in unserem Artikel über die "Rechtfertigung des Triumphalismus" angedeutet haben.7 Zwar ist die menschliche Erkenntnis zunächst einmal notwendiges und nützliches Instrument für uns, um uns im Kampf ums Dasein zu orientieren und häuslich in dieser Welt einzurichten. Aber sie ist auch mehr als nur dies! Wer das leugnet, bestreitet zugleich den essentiellen Unterschied der menschlichen von der tierischen Erkenntnis und damit ganz allgemein den Wesensunterschied von Tier und Mensch. Das geschieht heute übrigens allgemein: selbst in sogenannten konservativen Kreisen erfreut sich der Biologismus der Verhaltensforscher, der darauf hinausläuft, den Unterschied von Tier und Mensch immer mehr zu nivellieren, wachsender Beliebtheit, weil sich daraus angeblich Kapital gegen den Marxismus schlagen läßt.8 Jedenfalls ist es kennzeichnend für den bodenlosen praktischen Materialismus unserer Zeit, daß das Erkennen des Menschen immer mehr nur noch als nützliche Funktion und nützliches Besorgen gesehen wird. Der Pragmatismus, der in dieser Funktion den einzigen Sinn der Erkenntnis sieht und konsequent dazu ihre Wahrheit mit dem praktischen Erfolg gleichsetzt, den sie verspricht, ist daher heute nicht zufällig eine der einflußreichsten Richtungen der Schulphilosophie. Er entspricht auch insofern dem Geist der Epoche, als sinnvolles heute zunehmend mit praktisch nützlichem Dasein gleichgesetzt wird.9

In Wirklichkeit ist aber dieses dem praktischen Nutzen gewidmete Erkennen nur die Vorstufe der eigentlich sinnvollen Erkenntnis, die vom Menschen um ihrer selbst willen gesucht wird und ihn erfüllt. Diese Erkenntnis ist die Kontemplation dessen, was sich zu sehen lohnt: die Anschauung des Schönen, die geistige Gegenwart bei allem, was in seiner Güte, Schönheit und Herrlichkeit und in seinem Aufschlußreichtum den menschlichen Geist fasziniert und zur Bewunderung hinreißt. Diese Erkenntnis ist nicht mehr Mittel zum Zweck, sondern selber Zweck. Besser wäre es allerdings, zu sagen, daß auch eine solche Erkenntnis nicht um ihrer selbst willen gesucht wird, sondern weil sie uns mit dem so hochgeschätzten Gegenstand der Betrachtung vereint.

<sup>&</sup>lt;sup>7</sup> Una-Voce-Korrespondenz (6. Jg.), Mai/Juni 1976.
<sup>8</sup> Vgl. dazu unsere Schrift: Tier oder mensch — sind wir vorprogrammiert? — Verhaltensforschung als Weltanschauung, Berlin (Morus) 1974.

<sup>&</sup>lt;sup>9</sup> Zur Kritik des Pragmatismus vgl. die glänzend lesbare und keinesfalls im Fachphilosophischen steckenbleibende Neuausgabe von Max Scheler, Erkenntnis und Arbeit, Frankfurt 1976.

Daß diese Kontemplation ein wahres Ziel, ja das wahre Ziel des Menschen ist, sagt auch die Sprache, wenn sie formuliert, daß wir hingerissen sind oder versunken, daß wir selbstvergessen ruhen oder entrückt sind beim Anblick eines herrlichen Kunstwerkes oder den Klängen einer wunderschönen Melodie. Schon diese Ausdrücke deuten an, daß die Kontemplation kein ichbezogenes, rein ästhetisches Vergnügen ist. In ihr kreist der Mensch gerade nicht um sich selbst, sondern er ist ganz bei dem hochgeschätzten Gegenstand oder der geliebten Person. Daher ist denn auch die Liebe, in der wir nicht bei uns selbst, sondern bei ihrem Gegenstand sind, eine der höchsten Formen der Kontemplation. Sie ist etwas völlig anderes als jenes bloße Habenwollen, das nach der Erfüllung drängt, während die Liebe immer schon Erfüllung ist, weil sie der Akt ist, der ebenso wie die kontemplative Erkenntnis uns mit dem geliebten Gegenstand vereint.

Wo aber erfüllt sich der Sinn der Kontemplation so sehr wie in der Anschauung Gottes, in der wir ihn durch sein eigenes Wesen schauen und in seine Seligkeit hineingetaucht werden!

Hieraus ersehen wir schon, wie falsch es ist, wenn uns der Progressismus heute sagt, wir könnten uns keine Vorstellung von den letzten Dingen oder gar vom Himmel machen und deshalb bis in die Begräbnisliturgie hinein gar nicht mehr von der Seele und kaum noch vom Himmel als liebender Anschauung Gottes spricht. Wo er den Himmel nicht ganz verflüchtigt und zur "Sache Jesu" oder zur "Zukunft des Menschen" degradiert, wird — wie in unzähligen Predigten — nur noch davon gesprochen, daß wir im Himmel irgendwie "bei Gott" seien. Typisch dafür ist etwa die Schrift von Georg Frank "Himmel und Hölle. Ängste, Zweifel und Hoffnungen" 10, in der von der Abdankung der alten apokalyptischen Bilder von Himmel und Hölle gesprochen wird, die "sicher von nicht wenigen als schmerzlich empfunden werde". Aber "nachdem die Bühne des herkömmlichen Glaubens wie abgeräumt erscheint", bleibe anstelle "aller möglichen Himmelsträumereien" nur das eine Sichere: "Himmel ist — bei Christus sein".

Tatsächlich aber ist das heute so gern unterschlagene und äußerst konkrete übernatürliche Ziel des Menschen, das im Himmel erreicht wird, die Anschauung und Liebe Gottes und dieses Ziel ist — wenn auch in unendlicher Abschwächung — in allen Akten der Kontemplation zu ahnen, wie wir sie beschrieben haben!

Daher resultiert auch die unendliche Bedeutsamkeit der letzten Fragen nach dem übernatürlichen Ziel des Menschen und dem Wesen der himmlischen Glückseligkeit für alle nicht progressistische Theologie. Während

<sup>10</sup> Stuttgart 1970 (Verlag des Kathol. Bibelwerkes).

heute die Theologie im gleichen Maße anthropozentrisch wie diesseitig über Ämter, Dienste, "Strukturen" in der Kirche und ihren "Dienst an der Welt" spricht, disputieren die großen Theologen der Kirche, der hl. Thomas von Aquin, der hl. Bonaventura, Johannes Duns Scotus darüber, welche geistige Kraft unmittelbarer und tiefer Gott in der himmlischen Seligkeit erreichen könne: Erkenntnis oder Wille, Anschauung oder Liebe.<sup>11</sup> Heute wird man über solche Fragen lachen, ja man lacht in der Kirche tatsächlich über sie und tut sie verächtlich als Spezialliebhabereien Ewiggestriger ab. Für den tiefen Beter aber sind solche Fragen ohne weiteres verständlich, ist doch sein Gebet schon, um mit Paulus zu reden, "inchoatio vitae aeternae": "der Anbeginn des ewigen Lebens".

### III. Wahrheit als Heil oder "Glaubensformeln"

Aus allem, was wir über die Offenheit des menschlichen Geistes sagten, der davon lebt, bei jenen erhabenen Dingen und Personen sein zu dürfen, welche das Verweilen lohnen, und damit letzten Endes bei Gott zu weilen, ergibt sich schon der Grundirrtum des Progressismus. Dieser zeigt sich ja darin, daß dogmatische Aussagen relativ gleichgültig werden: sie werden nicht unbedingt geleugnet, aber es kommt auf sie nicht mehr an! Oder, wie es einmal in den "Stimmen der Zeit" formuliert wurde, heute kommt es halt mehr auf die "Orthopraxie" als auf die "Orthodoxie" an! Als Hauptsache wird es nicht mehr angesehen, daß wir nicht durch falsche Meinungen die wahren Gegenstände unserer Anbetung und Verehrung aus dem Auge verlieren, sondern daß wir bei allen "dogmatischen Differenzen" doch "brüderlich" bleiben und in einem "netten" zum Selbstzweck erstarrten Dialog! Wie kann man sich auch, so lautet die Argumentation einer allzu aufdringlichen brüderlichen Zurechtweisung, wegen "Formeln" streiten!

Die Rede von den bloßen Glaubensformeln suggeriert nicht nur, daß diese im Laufe der Zeit, also dann, wenn sie nicht mehr "in" sind, gewechselt werden können, sondern auch, daß ausgerechnet hier bei den Glaubenswahrheiten Form und Inhalt gegeneinander ausgetauscht werden können. Zudem enthält sie schon die radikale Absage an die Offenheit des Geistes für die Wahrheit und den Reichtum der göttlichen Heilsgeheimnisse. Daß es angeraten ist, den Dissens auch in wichtigen Glaubensfragen zugunsten mitbrüderlicher Nettigkeit zurückzustellen, ist nur dann folgerichtig, wenn Wahrheit generell und die Wahrheit des Glaubens im besonderen nicht mehr als Heil des menschlichen Geistes angesehen wird. Als solches Heil hat sie

<sup>&</sup>lt;sup>11</sup> Vgl. zu den theologisch-anthropologischen Dimensionen dieser Frage vom Verfasser: Der Wille als reine Vollkommenheit nach Duns Scotus, München 1962, IV. Teil: Der geschöpfliche Willensakt in seiner Vollendung.

schon Platon angesehen, wenn er die Schau der Ideen als Nahrung der Seele gepriesen hat, die ihr Gefieder wachsen lasse und sie so zum Höhenflug befähige. Analog ist für den katholischen Christen der Glaube nicht eine Aussage oder ein System von solchen Aussagen bzw. Formeln. Vielmehr besteht er in der festen Anhänglichkeit an Gott und an Jesus Christus, die ihrerseits in der Offenheit für Gott und alles, was er uns mitzuteilen hat, begründet ist. Auch der Glaube ist insofern immer schon der "Anbeginn des ewigen Lebens" und jedenfalls das Unterpfand dieses Lebens. Es geht nicht um Formeln, sondern um Gott selbst, um die hl. Eucharistie selbst, um die Essenz des Petrusamtes etc. Es geht darum, daß ich mich nicht an Luftschlösser anhänge, sondern an Gott selbst und den von ihm verordneten und mir bekanntgemachten Weg zum Heile. Von einem solchen verordneten Weg zum Heile sprechen sie freilich heute nur noch ungern, die Progressiven, die sich statt dessen mit Rahners These trösten, daß alle, alle Menschen, wenn sie nur sonst anständig und rechtschaffen sind, auch anonyme Christen seien!

Aber derselbe Karl Rahner hat noch vor dem Konzil ausdrücklich gesagt und bekannt, "daß es endgültig und entscheidend . . . absolut und mit dem ganzen Ernst der Frage nach dem ewigen Schicksal darum gehe, was man glaube, ob man das Richtige, die echte Wirklichkeit, erkennend in Wahrheit ergriffen habe, daß es nicht nur auf den guten Willen, ein edles Streben, eine anständige Haltung ankomme, sondern darauf, ob man erkennend die absolute Wirklichkeit selber tatsächlich ergriffen habe, weil in diesem Ergreifen, das auch (wenn auch nicht nur) ein Erkennen ist, das Heil besteht". <sup>12</sup>

#### IV. Entwürdigung der Vernunft

Die Entwertung der Glaubenswahrheiten zu "dogmatischen Formeln", auf die es einerseits zum Heil des Menschen nicht mehr so sehr ankomme und die andererseits von Fall zu Fall dem Verständnis angepaßt werden müssen, ist geschichtlich gesehen auch bedingt durch die Verdrängung des ehrwürdigen Erkenntnisbegriffes der abendländischen Philosophie durch den der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. Nicht zu Unrecht spricht man ja heute immer wieder von einer Verfälschung der Konzilsbeschlüsse durch die zweite Aufklärung, die wir zur Zeit erleben.

Die Aufklärung — gleich ob die erste oder die zweite — macht die menschliche Vernunft zum Maßstab aller Dinge: der seienden, daß sie sind

<sup>&</sup>lt;sup>12</sup> Karl Rahner, Was ist Häresie? In: Häresien der Zeit, Hrsg. von Anton Böhm, Freiburg 1961, S. 13.

und der nichtseienden, daß sie nicht sind. Diese Vernunft ist also nicht offen für die Wirklichkeit wie die Vernunft des Aristoteles und des hl. Thomas v. Aquin. Vielmehr weiß sie immer schon aus sich, wie die Wirklichkeit auszusehen hat. Sie akzeptiert nur noch das, was den Denkformen, die sie mitbringt, als plausibel erscheint. Sie entdeckt nicht mehr, was ist: sie weiß es immer schon aus sich und gemäß ihren eigenen selbstherrlichen Maßstäben.

In der Aufklärung verschließt sich der menschliche Geist in sich selbst: er gleicht sich nicht mehr demütig der Wirklichkeit an, um sie zu sich sprechen zu lassen, sondern er spricht sein Urteil über die Wirklichkeit, das immer schon feststeht. Obwohl Immanuel Kant, der von 1724 bis 1804 lebte, in vielem der Aufklärung nicht unmittelbar zugerechnet werden kann, führt er doch ihren entscheidenden Grundgedanken weiter. Bei Kant verschließt sich der menschliche Geist nicht mehr nur in sich selbst, sondern auch in die raumzeitliche Welt. Die Anschauungs- und Denkformen, die er mitbringt, um über das zu urteilen, was sein Gegenstand ist, sind nur geeignet, die rein diesseitige Welt zu begreifen. Die Aufklärung lehnt die Offenbarung ab, weil sie der menschlichen Vernunft nicht mehr plausibel ist und sie als Aufklärung nur noch das akzeptiert, was den Maßstäben der selbstgesetzten Vernünftigkeit entspricht. Kant lehnt die Metaphysik ab, weil der Mensch mit seiner Vernunft Gott nicht mehr erreichen könne.

So ist der Mensch seit Kant nicht mehr "animal metaphysicum": nicht mehr "Offenheit für Gott": nicht mehr das in seinem Geiste auf Gott hin ausgreifende Wesen, sondern nur noch "homo faber": rein diesseitiges Wesen oder, wie es Martin Heidegger genannt hat, reines "In-der-Welt-Sein"! Seit der Aufklärung und seit Kant hat sich der Agnostizismus immer mehr durchgesetzt, bis er heute zur fast allgemeinen Weltanschauung der Gebildeten geworden ist. Er ist der Auffassung, daß es am besten sei, die sogenannten letzten Fragen der Metaphysik nach Gott, Freiheit, Unsterblichkeit auf sich beruhen zu lassen.

Obwohl das I. Vatikanum mit ausdrücklicher Spitze gegen Kant feierlich definiert hat, daß der Mensch eben doch ein "animal metaphysicum" sei, sofern jeder Mensch grundsätzlich schon mit seiner natürlichen Verstandeskraft zu einer gewissen Gotteserkenntnis kommen könne, haben sich die progressiven Philosophen innerhalb der Kirche lange schon vor dem Konzil entschlossen, selbst diese eigenartige kantische, zutiefst vom Geist der Aufklärung inspirierte Theorie der menschlichen Erkenntnis zu taufen, nach der diese kraft ihren eigenen Maßstäben immer schon weiß, wie die — rein diesseitig verstandene — Wirklichkeit auszusehen hat, statt sich für das Ungeheure, Unvermutete, nämlich Gott und seine Geheimnisse offen-

zuhalten. Maréchal, Rahner, Muck, Coreth, Lotz und andere Philosophen der Gesellschaft Jesu sind es gewesen, die diesen seltsamen Versuch unternahmen, den hl. Thomas von Aquin mit Kant zu versöhnen, obwohl dieser doch den Höhepunkt des Aufstandes der neuzeitlichen Philosophie gegen Gott, seine Kirche und die wahre Ordnung der Schöpfung personifiziert!<sup>13</sup>

Nach dieser Schule, die am besten und eindrucksvollsten durch ihren bedeutendsten Denker, Karl Rahner, repräsentiert wird, weiß der menschliche Geist auf der einen Seite immer schon aus sich um das Sein und die Wirklichkeit im Ganzen, und insofern folgt Rahner mit seiner Schule Kant. Aber im Widerspruch dazu folgt er doch auch Thomas von Aquin, denn er will zugleich an der Offenheit des menschlichen Geistes für die Wirklichkeit und damit für Gott festhalten. Trotz dieses Widerspruchs wären die Versuche der Rahner-Schule nicht so radikal gescheitert, wenn nicht ein neuer Irrtum hinzugekommen wäre, der die These, daß der menschliche Geist immer schon aus sich wisse, wie es mit der Wirklichkeit bestellt ist, erst ausweglos macht. Wir meinen natürlich die progressive, gerade von Rahner mit Verve vertretene Lehre von der Geschichtlichkeit der Wahrheit.

Nach dieser These ist der Mensch ein radikal geschichtliches Wesen, aber "Geschichte" wird hier nicht mehr als Kontinuität, sondern als Wechsel von Epoche zu Epoche verstanden. Was wechselt beim Menschen aber sind selbstverständlich nicht seine Gliedmaßen und deren Anatomie, sondern seine Bewußtseinsstruktur. Es ist diesmal nicht Kant, sondern Heidegger, der von Rahner und der Vielzahl progressiver katholischer Philosophen und Theologen getauft wurde, und nach Martin Heidegger "lichtet" sich das Sein je anders: es gibt Epochen der Gottabwesenheit, in denen sich Gott nicht lichtet, ja sogar Jahrtausende der "Seinsvergessenheit" — gleich, was man unter dieser kryptischen Formel verstehen mag, die katholische Philosophen heute zum Teil weit mehr fasziniert als die klare Sprache des Aquinaten! 14

Jedenfalls ergibt sich aus der Geschichtlichkeit des Wesens "Mensch" und der Geschichtlichkeit seiner Erkenntnis, die wiederum die der Wahrheit zur logischen Folge hat, die Notwendigkeit, die Glaubenswahrheiten von Epoche zu Epoche neu "auszusagen". Da aber diese Epochen, in denen sich die Wahrheit "geschickhaft" dem Menschen anders mitteilt, nur eine philosophisch gestelzte Umschreibung des Zeitgeistes sind, ergibt sich so als

<sup>&</sup>lt;sup>13</sup> Vgl. zu diesem eigenartigen Versuch einer Synthese Kants mit Thomas von Aquin vom Verfasser: Kritik der transzendentalphilosophischen Erkenntnistheorie, Stuttgart, 1969.
<sup>14</sup> Vgl. als Beispiel dieser Faszination: Max Müller, Existenzphilosophie im geistigen Leben der Gegenwart, Heidelberg <sup>3</sup>1964. Zur Kritik dieser Lehre von der Geschichtlichkeit der Wahrheit vgl. Reinhard Lauth, Die absolute Ungeschichtlichkeit der Wahrheit, Stuttgart 1966.

letzte Folge des homo-mensura-Satzes, daß nun die Glaubenswahrheiten herabgezogen werden müssen zum "level", zum Bewußtseinsstand, zur Mentalität der jeweiligen Gegenwart. Nicht mehr der Mensch ist offen für sie, um sie demütig anzunehmen und soweit wie möglich zu verstehen, sondern sie müssen solange geöffnet, d. h. gedreht und gepreßt werden, bis sie dem Geist der Epoche entsprechen und so wahrhaft "geschichtlich" geworden sind.

Und da die Mentalität unserer Epoche nicht etwa deshalb, weil der Mensch tatsächlich ein geschichtliches Wesen im Sinne der Heidegger-Mythologie wäre, sondern weil er sich freiwillig und radikal für das Diesseits entschlossen hat, eine rein diesseitige ist, werden auch die Glaubenswahrheiten der Diesseitsreligion angepaßt: der Innerweltlichkeit des Menschen und seines Bewußtseins entspricht die des Heilsgeschehens. Nicht zufällig ist der große Entmythologisierer Rudolf Bultmann ein Schüler Heideggers und seiner Lehre vom Menschen als "In-der-Welt-Sein" gewesen!

Diese Anpassung des Glaubens an die Innerweltlichkeit ist so bekannt und so oft schon kommentiert worden, daß einige Andeutungen genügen, zumal es uns hier weniger um die Fakten selbst als um ihre Gründe geht. Es handelt sich um die Verdünnung der Lehre von der Gottheit Christi etwa bei Küng (die diesem übrigens von der Amtskirche längst nicht so übel genommen wird wie seine Leugnung der Unfehlbarkeit des Papstes!), um das Totschweigen der Jungfrauengeburt oder gar die Verwandlung der Jungfrau in die junge Frau, wobei dieser Punkt sehr wichtig ist, weil er den Einbruch der Übernatur markiert, um die Leugnung der Auferstehung oder doch ihre Verflüchtigung bei Rudolf Pesch<sup>15</sup> und des Geheimnisses der Erlösung bei Hans Kessler<sup>16</sup>, um die Liquidierung von Engeln und Teufel, die Leugnung des Geheimnisses der eucharistischen Gegenwart und die Umdeutung der Gnade in bloßes Engagement.

Diese ganze Anpassungseuphorie übersieht, daß der menschliche Geist offen ist für die Wirklichkeit: darauf angelegt, sie zu entdecken, wie sie an und für sich ist. Selbst dann, wenn der Mensch in einer bestimmten geschichtlichen und gesellschaftlichen Situation steht, ragt er doch mit seinem Geiste und dessen entdeckender Offenheit über sie hinaus, und er kann deshalb die Glaubenswahrheiten so erfassen, wie es ihnen zukommt, erfast zu werden. Er kann sich zu ihnen emporschwingen und an ihnen festhalten, statt sie zu sich herabzuziehen. Er kann sich mit anderen Worten für die

ber 1973.

<sup>&</sup>lt;sup>15</sup> Vgl. dazu unseren Artikel: Sie hätten ihn nicht gesehen? — Um die Grundlagen des Osterglaubens, in: "Fels", August 1974.

<sup>16</sup> Vgl. unseren Artikel: Erlösung durch Christi Tod — Aberglaube? in "Fels", Novem-

Ewigkeit Gottes öffnen — ganz unabhängig von seinen sogenannten geschichtlichen Wandlungen. Denn sein Wesen besteht ja darin, offen für das Andere zu sein. Selbst wenn er als Geist des Menschen eine veränderliche Kreatur ist und an dessen Vergänglichkeit teilhat, kann er sich doch öffnen für die ewigen Wahrheiten und letzten Endes damit wieder für die Ewigkeit Gottes. Das wußte schon der hl. Augustinus, der diesen Zwiespalt zwischen der Veränderlichkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Geistes und der Ewigkeit Gottes so anschaulich beschrieben hat.

Heute aber, da der Mensch so sehr Gschaftlhuber geworden ist und den Sinn für die Kontemplation der übergeschichtlichen Ewigkeit Gottes verloren hat, versucht man sogar, das Sein, Wesen und Handeln Gottes nach dem Modell irdischen, umtriebigen Tuns des Menschen zu konstruieren und die ewige Sichselbstgleichheit Gottes umzudeuten in Veränderlichkeit.

Demgegenüber haben die philosophia perennis und die Theologie immer daran festgehalten, daß die göttliche Majestät die ewig sich selbst gleiche Ruhe sei. An ihr kann der Mensch schon jetzt wenigstens bisweilen Anteil gewinnen trotz aller umtriebigen Hektik dieser Erde, in die er verstrickt ist. Das würden sie erfahren, wenn sie das betrachtende Gebet wieder mehr pflegen würden, in dem der Mensch schließlich Anteil an Gott und seiner unendlichen Ruhe gewinnt. Man betrachte nur Schamonis Werk über das wahre Antlitz der Heiligen, um diese Ruhe auf den Gesichtern der Beter zu entdecken!

#### V. Gnade als eingegossenes Licht

Nur wenn man den menschlichen Geist richtig als Offenstehen für Gott und die göttlichen Mysterien begreift, kann man auch den Sinn und die Bedeutung der Gnade verstehen, die gerade in dieser Offenheit ihren Anknüpfungspunkt hat. Die Gnade hebt den Menschen seinsmäßig über sich hinaus. Sie gibt seinem Geiste und seinem geistigen Leben eine ganz neue Qualität der Vergöttlichung, der tatsächlichen, seinsmäßigen Verwandtschaft mit Gott.

Anknüpfend an die immer schon bereite Offenheit des menschlichen Geistes ermöglicht die Gnade ihm Anteil am trinitarischen Leben, und zwar wiederum, weil sie ihn dazu drängt und ermächtigt, nicht in sich selbst zu bleiben, sondern sich noch unmittelbarer, als dies mit den bloß natürlichen Kräften möglich wäre, für Gott zu öffnen und ihn zu erkennen und zu lieben, wie er sich selbst erkennt und liebt und gerade darin der Dreieinige ist.

In diesem durch die Gnade ermöglichten unmittelbaren Hinsein zu Gott wird der Mensch zu dessen Ebenbild in einer Klarheit und Schärfe der Konturen, wie es der bloß natürliche Mensch, der in die Betrachtung seiner selbst oder der Welt versponnen ist, niemals erreichen kann. Daraus ergeben sich zwei Folgerungen:

- 1. Durch diese Erhöhung seiner geistigen Natur und seines geistigen Lebens erlangt der Mensch eine königliche Würde, die eben nicht nur auf gesellschaftlicher Stellung, sondern auf der neuen Qualität beruht, welche die Gnade seiner Natur mitteilt. Kein Geringerer als Matthias Joseph Scheeben hat diese Königswürde der Getauften in einer Sprache und Bildkraft beschrieben, von der die Theologie nur hundert Jahre später noch nicht einmal die Spur einer Erinnerung bewahrte! Den Progressisten kommt es ja umgekehrt darauf an, statt der Wahrheit, daß wir zu Miterben der Königsherrschaft Christi berufen sind, diesen kumpelhaft in unsere eigene Niedrigkeit und Banalität herabzuziehen. Er ist nicht mehr der Pantokrator, sondern nur noch unser mitmenschlicher Bruder, und bald schon werden sie ihn als unseren "Kollegen" apostrophieren! Die neue Gestalt des Gottesdienstes und des Kommunionempfanges ist der beste Beweis dafür, wie wenig uns selbst die Amtskirche noch als ein neues, königliches Geschlecht einschätzt. Nur noch in den Ostkirchen wird die Liturgie mit Recht als die göttliche bezeichnet!
- 2. Weil die Gnade, die auf die Offenheit unseres Geistes trifft, eben deshalb zum eingegossenen Lichte wird, können wir durch sie in ganz neuer Weise ermessen, was es mit unserer Verheißung, dem ewigen Leben, auf sich hat. Wir sagten bereits: schon in jeder Kontemplation, in der Versenkung in die unsagbare Schönheit der Welt und ihre Herrlichkeiten, erfahren wir, daß die Rede von der Anschauung und Liebe Gottes keine leere Formel ist. Aber im vertieften Leben der Gnade kommen wir schon hienieden zu jener Beschauung der göttlichen Herrlichkeiten, die von den großen Religiosen mit Recht als das Morgendämmern des ewigen Lebens bezeichnet wurde.

Vom geistlichen Leben, das durch die Gnade gebildet und erleuchtet wird, ergießt sich diese Ahnung vom Glanz der Herrlichkeit Gottes nicht nur auf unsere Seelen, sondern auch auf die Theologie, die Verkündigung, die Liturgie! Vor dem unfaßbaren Geheimnis, das er dennoch, durch die Gnade erleuchtet, erahnen darf, vermag der menschliche Geist nichts anderes als zu verstummen, und wenn er dennoch dieses betende Verstummen in Worte fassen soll, dann ist das nur in einer entsprechend angemessenen Sprache möglich, die in eigentümlicher Weise karg ist, weil sie das mysterium tremendum zum Ausdruck bringt, zugleich aber voll innerer Leuchtkraft, weil sie

die Herrlichkeit Gottes ausdrückt, die sie verkünden soll und sakral, weil es die Majestät Gottes ist, von der sie spricht. Das ist die Sprache der großen Theologen, der Beter und Heiligen: so verschieden von dem heutigen Geschwätz in Gottesdienst und Verkündigung und dem alles verdünnenden hermeneutischen Gerede in der Theologie wie Beatmusik von Beethovens Neunter Symphonie.

### VI. Spiritualismus oder kirchliche Lehre

Handelt es sich bei diesen Ausführungen um einseitigen Spiritualismus? Um jenen Spiritualismus, den man auch Scheeben vorgeworfen hat? Jedenfalls ist es wichtig, dieses Gott zugewandte reine Antlitz der Heiligen in einem Augenblick mit allem Nachdruck zu zeichnen, da in den Gebeten der Kirche die Erinnerung an den unsterblichen, Gott zugewandten Geist des Menschen immer mehr verstummt. Es ist wichtig, gerade heute den ganzen Ernst der Botschaft vom Sterben des Menschen, in dem der Geist zu Gott hin befreit wird, herauszustreichen, da selbst in den Klöstern die immer größere Nähe zu Gott suchende Betrachtung durch geschäftige Umtriebigkeit ersetzt und die päpstliche Klausur aufgehoben wird, welche doch die Voraussetzung jener Stille in Gott war, die zu allen vergangenen Zeiten unendlich reiche Gnade auf die Kirche herabgezogen hat.

Wahrhaftig: es geht der Kirche heute in der Bundesrepublik — und nicht nur hier — zu gut. Sonst hätten sie es nicht bereits gewagt, die "Seligkeit" mit dem animalischen Terminus "Wohlergehen" zu übersetzen. Angesichts dieser verräterischen Scheußlichkeit kann man nur an das Wort erinnern, das Martin Luther in seiner Predigt zum fünften Buch Moses sagte: über Deutschland zwar, aber es verdient von der ganzen Kirche beherzigt zu werden:

"Derzeit fehlt Deutschland nichts. Es geht ihm so wohl, daß jeder tut, was er will. Es mangelt nur, daß die Frösche nicht Störche zu Königen haben. Wahrlich, es geht der Esel aufs Eis tanzen. Aber sie werden so lange Mutwillen treiben, bis der Herr kömmt und sagt: Ich will dich mores lehren, auf daß du weißt, ich sei noch Gott."

Jene irreführende, ja häretische Übersetzung wollte nicht wahrhaben, daß die Kirche Gottes von Amts wegen und in allen ihren Instituten und heute so zahlreichen Übersetzungseinrichtungen herauszustellen hat, worum es ihr und den Menschen gehen muß: nicht so sehr um unser diesseitiges Wohl, sondern um jene Hoffnung, die statt allen unendlichen Sozialgeredes allein die Hungernden, die Geängstigten und Verzweifelnden zu trösten vermag:

"Hac in perpetuum valitura Constitutione auctoritate Apostolica diffinimus: quod secundum communem Dei ordinationem animae Sanctorum omnium ... et aliorum fidelium defunctorum ... cum post mortem suam fuerint purgatae . . . etiam ante resumptionem suorum corporum et iudicium generale . . . fuerunt, sunt et erunt in caelo . . . et viderunt et vident divinam essentiam visione intuitiva et etiam faciali, nulla mediante creatura in ratione objecti visi se habente, sed divina essentia immediate se nude, clare et aperte eis ostendente."

Leicht läßt sich diese Konstitution "Benedictus Deus" von Papst Benedikt XII. (1334—1342) übersetzen: die Seelen der Gerechten werden, nachdem sie vollends gereinigt worden sind, auch schon vor dem Allgemeinen Gericht Gott schauen, und zwar ganz unmittelbar von Angesicht zu Angesicht, ohne jede Dazwischenkunft irgendeines anderen Gegenstandes.

Diese erhabenen und feierlichen Worte Benedikts XII. zeigen zugleich das tiefste Wesen, d. h. die tiefste Möglichkeit des auf Gott hingeordneten menschlichen Geistes wie auch die Hoffnung an, die wir uns machen dürfen. Sie unterscheiden sich in ihrer beispiellosen Klarheit und ahnungsvollen Tiefe von der zwischen Humanismus und Religion verschwimmenden Vorlage über unsere Hoffnung, die die Würzburger Synode verabschiedet hat, wie strahlender Sonnenschein von einem trüben Nebeltag.

## "Jansenistische" Mundkommunion?

Von Andreas Schönberger

"Zum Thema Hand- und Mundkommunion wurde vor jansenistischer Angstlichkeit gewarnt", heißt es lapidar in einem Bericht von Winfried Jestaedt über die Herbstvollversammlung des "Diözesanrates der Katholiken im Bistum Würzburg" (Deutsche Tagespost vom 12. 10. 1976). Während man beispielsweise in Frankreich — offenbar aufgeweckt durch die "Affäre Lefebvre" — auch in Kreisen, für die bisher Gegenstände wie die Messe Pius' V., der gregorianische Choral, die Handkommunion, um nur diese zu nennen, tabu waren, beginnt, gewisse nachkonziliare Errungenschaften kritisch zu hinterfragen, scheint unseren offiziellen kirchlichen Gremien nach wie vor nichts Besseres einzufallen, als auf der "fortschrittlichen" Welle munter weiterzureiten, wie obige Warnung beweist. Dabei hat "Rom" die Handkommunion nur deshalb geduldet, wie Marcel Clément

im Leitartikel des "l'homme nouveau" vom 17. 10. 1976 bemerkt, weil es die Ungehorsamen nicht zu hart anpacken wollte oder, in der Sprache des Alten Testamentes ausgedrückt, wegen ihrer Herzenshärte. Der Würzburger Diözesanrat aber macht in Gegenwart des zuständigen Bischofs Reklame für die Handkommunion und das noch mit unlauteren Mitteln, indem er die Mundkommunion "jansenistisch" abwertet. Anders jedenfalls läßt sich der von Jestaedt angeführte Satz nicht deuten.

Es ist nicht unsere Absicht, uns hier mit der Instruktion "Memoriale Domini" vom 29. 5. 1969 der Kongregration für den Göttlichen Kult, die sich für die Beibehaltung der Gewohnheit der Mundkommunion ausspricht, weil sie die Ehrfurcht der Gläubigen gegenüber der Eucharistie zum Ausdruck bringt, zu befassen. Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, daß der Würzburger Diözesanrat zwar "in einer freimütigen, brüderlichen Aussprache" mit Bischof Dr. Josef Stangl und anderen den "Fall Lefebvre" erörtert hat, daß er aber seinem eigenen Verhältnis zu den Direktiven Roms ganz offenkundig nur wenig Aufmerksamkeit schenkte, wie seine Stellungnahme zur Frage der Mund- bzw. Handkommunion zeigt...

Es geht uns also nicht um römische Anweisungen und ihre Befolgung, sondern um die Frage, welchen Sinn es überhaupt haben kann, im Zusammenhang von Mund- und Handkommunion mit dem Begriff "Jansenismus" zu operieren. Gewiß, die vordergründige Absicht dabei ist klar: Mit dem Jansenismus verbindet sich die Vorstellung einer so übertriebenen Ehrfurcht und Ängstlichkeit in bezug auf das Heiligste Altarssakrament, daß man deshalb kaum noch zur hl. Kommunion ging. In der Tat erblickten die Jansenisten in der hl. Kommunion nicht ein Heilmittel gegen unsere Sünden und Schwächen, sondern eine Belohnung für unsere guten Taten. "Sie verlangten", schreibt René Taveneaux\*, "vor dem Kommunionempfang nicht nur die sakramentale Beichte, sondern auch eine radikale Lebensänderung, was natürlich lange Wartezeiten beinhaltete." Als Beispiel führt er das Verhalten des 1766 verstorbenen Metzer Pfarrers Louis Jobal an, der in einer beständigen Angst vor dem Sakrileg lebte. Bisweilen verzögerte er die Absolution um ein bis zwei Jahre. Leute, deren Beichte er nicht selber gehört hatte, oder die er für zu "weltlich" hielt, wies er vom Tisch des Herrn zurück. Das Gesagte zeigt bereits zur Genüge, daß die Vokabel "jansenistisch", wie sie der Diözesanrat von Würzburg gebraucht, mit dem Problem Mund- oder Handkommunion überhaupt nichts zu tun hat. Ja, daß nicht einmal ihre Verwendung in einem analogen Sinne gerechtfertigt ist. Denn die Forderung, die hl. Kommunion in den Mund zu empfangen, hat

<sup>\*</sup> René Taveneaux, "La vie quotidienne des Jansenistes", Librairie Hachette, Paris, 1973.

weder etwas mit Ängstlichkeit noch mit übertriebener Ehrfurcht zu tun — können wir den Leib des Herrn überhaupt ehrfürchtig genug empfangen? —, und noch viel weniger kann sie im Sinne eines Hindernisses für den häufigen Kommunionempfang ausgelegt werden. Das Wort "jansenistisch" dient also allenfalls dazu, die Mundkommunion in den Augen der Gläubigen "madig" zu machen. Doch wenn uns die Herren Diözesanräte von Würzburg schon an den "Jansenismus" erinnern, dann ist es vielleicht nicht uninteressant, dessen Verhältnis zur Liturgie nachzuspüren. Das bereits erwähnte Buch von Taveneaux "Das Alltagsleben der Jansenisten" kann uns dabei helfen.

Anfänglich hielten sich die Jansenisten auf liturgischem Gebiet streng an die Vorschriften des Konzils von Trient. Andererseits aber waren sie auch stark bewegt von dem Verlangen nach Rückkehr zu den Quellen. Sie wollten zurück zu dem Glauben und den Gebräuchen der Urkirche. Diese Vorstellung verband sich bei manchem ihrer Anhänger mit Ideengut des "Richerismus". Edmond Richer trat nicht nur für mehr "Gleichheit" in der Kirche ein, sondern er wollte auch das allgemeine Priestertum der Gläubigen wieder zu Ehren bringen. Wie man sieht, alles Gedanken, die auch in vielen progressistischen Köpfen unserer Tage herumspuken! Mag die Tatsache, daß viele jansenistische Pfarrer trotz strengen Verbotes dazu übergingen, den Kanon laut zu beten, uns heute relativ harmlos erscheinen, obwohl der treibende Beweggrund theologisch betrachtet weniger harmlos war, so unternahmen einige von ihnen eine regelrechte "Liturgiereform". Taveneaux führt als Beispiel den Pfarrer von Asnières, einem damaligen Vorort von Paris, Jacques Jubé an. Dieser stammte aus bescheidenen Verhältnissen. Seine auffallende Intelligenz verschaffte ihm ein Stipendium im Seminar von Saint-Magloire und später an der Sorbonne. Die Ausbildung, die er hier erhielt, war gekennzeichnet durch die Theologie Quesnels, eines Hauptvertreters des Jansenismus, und durch die Strömung des Gallikanismus. Sie trieben ihn in das jansenistische Lager. Jubé kämpfte gegen die Bulle "Unigenitus" (mit der Papst Clemens XI. im Jahre 1713 einhundertein Sätze aus Quesnels "Réflexions morales" verurteilt hatte) - auch hier eine Parallele zu unseren Tagen, wenn man an den Kampf vieler Geistlicher und sogar Bischöfe gegen "Humanae vitae" denkt.

Seiner Pfarrei — und in diesem Punkte heben sich allerdings die Jansenisten, man möchte sagen wohltuend, von den Neuerern unserer "nachkonziliaren Kirche" ab — zwang er strenge Moralvorstellungen auf. Weiter versuchte er, zum Geist der Urchristenheit zurückzufinden. Dazu diente zunächst die Nüchternheit des Kultes. In der von ihm erbauten Kirche in

Asnières fehlten die traditionellen Wandmalereien. Der Altar wurde von einer einfachen Steinplatte überragt. Jeglicher Schmuck fehlte. Bei der Messe wurde er lediglich mit einem Tischtuch bedeckt: kein Kreuz, keine Kerzen, keine Blumen. Kurz gesagt, Jubés Kirche nahm das Aussehen eines kalvinistischen Tempels an. Hätte es damals schon den Begriff "Triumphalismus" gegeben, er hätte sicher Eingang in den jansenistischen Wortschatz gefunden! Jubé schwärmte nicht nur für die Nüchternheit der Liturgie, er strebte auch eine Gleichstellung der Laien mit den Priestern und der Priester mit den Bischöfen an. Wie ein Prälat schritt der Zelebrant zum Altar. Ihm voraus trug man ein großes Kreuz, das einzige in der Kirche. Er sprach den Introitus, worauf die Versammlung laut antwortete. Nach dem Confiteor ließ er sich zu seinem Sitz führen, einer Art Thron auf der Epistelseite. Dort blieb er während des ganzen ersten Teiles der Messe sitzen. Man könnte meinen, Jubé habe schon so etwas wie "konziliare Vorahnungen" gehabt! . . .

Jubé las selber weder Epistel noch Evangelium. Das Offertorium betete er über Brot, Wein und Wasser, die zuvor von den Gläubigen zum Altar gebracht worden waren. Im Frühjahr gesellten sich die Erstlingsfrüchte dazu. Es wurde sogar behauptet, die Anwesenden hätten den Kanon zusammen mit dem Zelebranten laut gebetet, etwas, was man heutzutage in südfranzösischen Kirchen bei der Feier der Messe nach dem Ritus Pauls VI. beobachten kann. Beim Vaterunser fand eine zweite Elevation der Hostie statt. Bei der Kommunion der Laien dispensierte sich der Priester vom Confiteor und den vorgeschriebenen Gebeten. Die Schöpfer des neuen Ordo hatten demnach einschlägige Vorbilder!

Um die Gleichheit aller zu demonstrieren, kommunizierte der mit der Dalmatik bekleidete Subdiakon in einer Reihe mit den Gläubigen. Bei der Vesper las eine Art Diakonissin in französischer Sprache das Tagesevangelium vor. Alle Neuerungen Jubés zielten darauf ab, die priesterlichen Vorrechte der Gesamtheit der Gläubigen zugute kommen zu lassen.

Die bedeutende Zisterzienserabtei von Orval in den Niederlanden, die seit langem ein aktiver Herd des Jansenismus gewesen war, machte ihr liturgisches "Aggiornamento" im Geiste von Asnières. Im Jahre 1742 stellt einer ihrer Mönche fest, daß das Missale radikal verändert wurde. Rubriken waren gestrichen und durch andere ersetzt worden. Man fügte handgeschriebene Meßformulare ein, die weder zum römischen Ordo noch zu dem der Zisterzienser gehörten. Alles schon einmal dagewesen, möchte man sagen! Die Hochämter wurden verkürzt. Der Priester las weder Epistel noch Graduale, noch Alleluja, noch das Munda cor, noch das Evangelium. Es ging sogar das Gerücht, jansenistische Frauen wollten die Messe lesen. Die

"Gazette" der Jesuiten berichtete von einer Jansenistin, die in der Provence die Messe im Dialekt las, einschließlich der Konsekrationsworte. Die berühmte Nichte des Jansenisten Duguet, Madame Mol, rechtfertigte in ihrem "Historischen Journal der Verzückungen" die Neuerungen mit dem seltsamen Paradox, daß "ein einfacher Gläubiger nicht nur mit dem Priester opfert, sondern selber Priester ist". "Man kann", fügte sie hinzu, "nicht genug die Majestät und Würde bewundern, mit der Fräulein Anconi die Messe feiert. Höchst ehrenwerte Priester wohnen ihrer Messe bei und antworten ihr wie ihre Meßdiener. Beim Memento empfehlen sie in ihrem Gebete diejenigen, deren sie gerne gedacht haben möchten." So herrlich weit gebracht haben es unsere Frauen allerdings noch nicht, obwohl viele von ihnen trotz römischen Verbots in der Messe Pauls VI. als Kommunionspenderinnen auftreten. Und wenn man manchem Theologen und sogar Bischof glauben darf, dann ist die Priesterweihe von Frauen nur eine Frage der Opportunität. Dabei wissen sie offenbar gar nicht, daß "Priesterinnen" vereinzelt schon die Errungenschaft einer in ihren eigenen Augen so finsteren Sekte wie die der Jansenisten gewesen sind!

Und die Moral von der Geschichte? Bevor man anderen "jansenistische" Ängstlichkeit vorwirft, sollte man erst ein wenig in den Blättern der Geschichte nachsehen. Dann würde man sich vielleicht die Blamage ersparen, sich selber in dem Spiegel zu entdecken, den man anderen glaubt vorhalten zu müssen.

## Natur und Liturgie

Von Gustav Thibon

(Aus "L'équilibre et l'harmonie" von Gustav Thibon, Fayard, 1976)

Weihnachten naht heran. Illuminierte Straßen, von Spielzeug überquellende Geschäfte, Vorankündigungen von Fest-Menüs, Programme von Reisebüros für Ferienreisen, all das erinnert uns mit einer Auf- und Eindringlichkeit, die an Aggressivität grenzt, daran, daß der Geburtstag des Gotteskindes vor der Türe steht. Kommerzielles Weihnachten, gastronomisches Weihnachten, touristisches Weihnachten, warum nicht? Doch ich kann die Frage nicht verdrängen, was inmitten dieses Überangebots von Verlockungen weltlicher Natur aus dem religiösen Weihnachten wird, dem Weihnachten des Glaubens und des Betens, das die Liturgie feiert.

Es ist eine häufig festgestellte Tatsache, daß die Feier der liturgischen Offizien für die Masse unserer Zeitgenossen viel von ihrem Interesse eingebüßt hat und das sogar bei manchen Katholiken, deren Eifer und Glauben im übrigen außer Zweifel stehen. "Die Liturgie ist Aufgewärmtes", erklärte mir kürzlich ein Jugendlicher voller Eifer; "man wiederholt hier stets die gleichen Worte und Gesten. Was für den Christen von heute zählt, ist die Aktion, der Dynamismus, der Dienst am Nächsten, die Reform der gesellschaftlichen Strukturen usw." Woher kommt diese Abneigung? Sie hängt nicht nur zusammen mit dem Niedergang des Sakralen, sondern auch — und die beiden Phänomene stehen in Wechselbeziehung zueinander — mit den Bedingungen des modernen Lebens.

Die Liturgie wird beherrscht von dem Gedanken des Zyklus. Sie führt von einem Tag zum anderen, von Jahreszeit zu Jahreszeit, in einer unveränderlichen Reihenfolge die Feier der gleichen Feste heran. Ihr Ablauf richtet sich nach den grundlegenden Rhythmen der Schöpfung. Dadurch paßt sie sich spontan der Mentalität jener Menschen an, die in der beständigen und unmittelbaren Nachbarschaft mit der Natur leben. Das war noch vor kaum einem Jahrhundert der Fall, als die Mehrheit der Bevölkerung von der Landwirtschaft bzw. auf dem Lande lebte. In einer solchen Umwelt ordneten sich die liturgischen Ereignisse von selber in den Alltag des Lebens ein. Man wartete auf Weihnachten als auf ein Licht und eine Wärme mitten im Winter, auf Ostern als die Weihe des Frühlings, auf jeden Sonntag als auf das Tal der stets gleichbleibenden Wellenbewegung. So bereitete die Gewöhnung an die natürlichen Rhythmen die Menschen vor auf das Gedenken der übernatürlichen Ereignisse. Die durch den Rhythmus angekettete Zeit drehte sich gelehrig um Ewiges herum . . .

Doch was könnte der augenblicklichen Mentalität fremder sein als die Idee des Rhythmus und des Zyklus! Die Geschichte wird nicht mehr verstanden als eine Kreisbewegung, sondern als ein Marsch nach vorne, wobei die Zukunft die Negation der Vergangenheit ist (in Wirklichkeit ist sie beides, doch es gehört nicht hierher, dieses Thema zu entfalten). Wir leben im doppelten Zeichen der Beschleunigung und der Veränderung — d. h. im Gegensatz zur liturgischen Zeit, die uns die gleiche geistliche Nahrung in regelmäßigen und unverkürzbaren Abständen beschert. Denn die Zeit der Menschen — oder besser ausgedrückt ihr Zeitvertreib — verträgt sich immer weniger mit dem Rhythmus der von Gott geschaffenen und an den Gestirnen gemessenen Zeit. Es ist normal, daß sich das Gefühlsleben des Menschen in dieser fieberhaften und aufgeregten Atmosphäre, die beherrscht wird von der Suche nach dem noch nicht Dagewesenen, von dem

unveränderlichen Zyklus der Liturgie abwendet. Man interessiert sich nicht mehr für eine Gegenwart und eine Zukunft, die sich auf die Wiedergabe des Vergangenen beschränken. Jedes Echo und jeder Widerschein des Ewigen in der Zeit erscheint als das sterile und schale Fortleben einer überholten Tradition. Und da liegt der Kern des Problemes: Wie soll man in einem solchen Klima den Menschen den Sinn für und den Geschmack an der Liturgie zurückgeben?

Die augenscheinlich leichteste Lösung besteht darin, zu versuchen, die göttlichen Dinge zu "verjüngen", indem man sie möglichst weitgehend den Gewohnheiten und dem Geschmack der Zeit anpaßt. Das beinhaltet Änderungen des Dekors, der Musik, der Haltungen, der Kommentare usw. — Wir tasten die Substanz der Nahrung nicht an, sagte mir ein junger Kleriker, wir variieren lediglich die Verpackung und die Würze, damit sie appetitanregender wird...

Ich fühle mich weder dazu berufen noch kompetent dazu, ein Urteil zu fällen über die Berechtigung oder Nichtberechtigung jeder liturgischen Neuerung. Ich beschränke mich darauf, auf die Gefahr hinzuweisen, die darin liegt, wenn man auf diesem Wege zu weit geht. Indem man die religiösen Geheimnisse unter dem ausschließlichen Gesichtswinkel des Schauspiels und der Zerstreuung darbietet, läuft man Gefahr, eine Geisteshaltung zu begünstigen, bei der die Sauce wichtiger ist als die Speise, bei der der Reiz des Profanen stärker ist als die Ehrfurcht vor dem Heiligen. Und weiter, indem man das Ewige zu sehr "modernisieren" will, setzt man es der Gefahr aus, in der sich unweigerlich jede Mode befindet: das schnelle Altern und das Vergessen. So daß man also das Übel, das man heilen möchte, noch verschlimmert...

Das wirkliche Heilmittel besteht jenseits dieser oberflächlichen und provisorischen Notbehelfe darin, daß man den Menschen den Sinn wiedergibt für die durch die Liturgie ausgedrückten unveränderlichen Werte. Daß man ihnen wieder die Anhänglichkeit an die Gesetze und Rhythmen der Natur beibringt, die das Abbild des Ewigen sind in der Dauer (kommt etwa die Morgenröte aus der Mode von Tag zu Tag oder der Frühling von Jahr zu Jahr?), und an die Offenbarungen des Glaubens, deren zeitlose Neuheit der endlose Ablauf der Jahrhunderte nicht auszuschöpfen vermag. Man darf hoffen, daß die von der sogenannten Konsumgesellschaft hervorgebrachte Übersättigung und Ratlosigkeit ihnen durch ihre Kontrastwirkung dabei helfen werden, sich in diese Richtung zu bewegen. Denn alles läßt sich in dem einen Satz zusammenfassen:

Sich bewußt werden, daß das Bleibende wichtiger ist als das Vergängliche, daß die Strohfeuer der Mode, deren eines sich nach dem anderen entzündet und wieder erlischt nur Asche hinter sich zurücklassend, uns nicht den unvergänglichen Glanz der Sonne verbergen dürfen.

☆

#### Gebet und Sammlung

Ich komme gerade aus einer Messe "im neuen Stil" (new look, wie unsere Nachbarn von jenseits des Ärmelkanals sagen): Vom Anfang bis zum Ende nur Dialog, Anrufungen, schreierische Gesänge, und mein Kopf brummt mir von all diesem Lärm. Eine Möglichkeit zu beten habe ich nicht gefunden. Ich vertraue einem jungen Freund meine Enttäuschung an. Er antwortet mir, ich sei ein "Rückständiger". Das Gebet sei ein Akt der Gemeinschaft, der weder Einsamkeit noch Schweigen verlange. Er fügt sogar hinzu, daß das stumme Beten des einzelnen Zeichen für ein egoistisches Insichselbstverkriechen ist.

Ich gestehe, daß das Argument mich nicht überzeugt. Was heißt beten? Seine Aufmerksamkeit liebend Gott zuwenden. Aufmerksamkeit und Liebe sind aber in hohem Maße innerliche und persönliche Akte, die sich schlecht vertragen mit der Menge und dem Lärm. Der Wissenschaftler, der sich auf ein Problem konzentriert, der Dichter oder Musiker unter dem Eindruck der Eingebung, die Liebenden, die sich anschauen oder zärtliche Worte austauschen, sie alle suchen die Isolierung und die Ruhe. Warum sollten unsere Beziehungen mit Gott — die intimsten und tiefsten also — diesem Gesetz sich entziehen? "Ich werde ihn in die Einsamkeit führen und zu seinem Herzen sprechen", sagt die Schrift...

Ich bestreite weder die Notwendigkeit noch die Bedeutung der sozialen Seite der Religion. Es ist normal, daß Gott, der Schöpfer und Erlöser aller Menschen, Gegenstand eines öffentlichen Kultes ist. Ich behaupte nur, daß dieser soziale Aspekt der Religion die Verlängerung und die "Übersetzung" des innerlichen Dialoges zwischen Gott und der Seele sein muß. In gleicher Weise ist ja auch die Ehe die öffentliche Besiegelung, der gesetzliche Rahmen der Liebe, der einen Mann und eine Frau miteinander verbindet. Was aber wären die äußeren Riten der Ehe, die Hochzeitszeremonie z. B. wert, wäre die Liebe nicht da, um ihnen eine Seele und einen Sinn zu verleihen? Was aber von der menschlichen Liebe gilt, das gilt noch weit mehr für die Liebe zu Gott. Das öffentliche Gebet bedeutet gar nichts, wenn es nicht das

Ergebnis und sozusagen das Zusammenströmen der Vielzahl der persönlichen Gebete ist.

Diese beiden Formen des göttlichen Kultes dürfen sich nicht widersprechen, sondern müssen einander ergänzen. Die Gegenwart einer eifrigen und gesammelten Versammlung, der Glanz mancher liturgischer Gesänge fordern uns auf, Einkehr in uns selber zu halten und zu beten. Aber unter der Voraussetzung, daß die äußere Umgebung abgestimmt ist auf die geheimen Rhythmen der Seele; denn das Reich der Himmel ist nach dem Wort des Evangeliums in uns ...

Vergessen wir auch nicht, daß wir im Zeitalter der Massen und des Lärms leben. Das Klima der modernen Stadt macht den Zugang zur Einsamkeit und zum Schweigen immer schwieriger. Wohin aber sollen wir diese beiden für die Seele entscheidenden Güter suchen gehen, wenn wir sie nicht mehr in der Kirche finden? Alles hat sich heute verschworen, uns von uns selber abzulenken. Es wäre katastrophal, wollten wir unter dem Vorwand, "am Ball zu bleiben" und "den Anschluß nicht zu verpassen", diese leere Betriebsamkeit der Welt uns zu eigen machen bis hinein in unsere Beziehungen zu Gott. Mehr denn je ist die Sammlung notwendig, denn in ihr ist nach Emersons Wort die Quelle aller Weisheit, während die Zerstreuung der Ursprung aller Übel ist: "The one prudence in life is concentration; the one evil is dissipation."

Übersetzung: Andreas Schönberger

## Bischof Elchingers "große Liturgiereform"

Von Andreas Schönberger

Das Buch des Bischofs von Straßburg: "Die Freiheit eines Bischofs" ist ein äußerst aufschlußreiches Zeitdokument. Von einem Prälaten geschrieben, den eine konservative Zeitschrift kürzlich noch ("Valeurs actuelles" vom 1. 11. 1976) als würdigen Nachfolger für den wegen seiner Rechtgläubigkeit bekannten Bischof von Carcassonne, Mgr. Puech, im "Büro der Lehrstudien" der Französischen Bischofskonferenz gewünscht hätte, spiegelt es — teilweise sicher ungewollt — die ganze Zerrissenheit und Unsicherheit in der Kirche unserer Tage wider. Wir haben uns bereits an anderer Stelle ("Der FELS" Nr. 12/76) mit der Eucharistieauffassung Bischof Elchingers befaßt, die

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup> Léon-Arthur Elchinger, "la liberté d'un évêque", le Centurion, Paris, 1976.

bereit ist, der "Ökumene" sowohl die Messe in ihrer traditionellen katholischen Form wie auch das Priestertum zu opfern. Hier soll nun von seiner Haltung in liturgischen Fragen die Rede sein, die nicht weniger zwiespältig ist, aber auch nicht weniger freimütig.

Elchinger beginnt seine Ausführungen über die Liturgie, die sich im 4. Kapitel seines Buches, das die Überschrift "Schule und Katechese heute" trägt, finden, mit einem Plädoyer für das Heilige, für eine "Rehabilitierung des Sakralen". Selbst ausgezeichnete christliche Erzieher, meint er, hätten eine Entsakralisierungskampagne geführt mit der Begründung, man sakralisiere Profanes, wie z. B. das Vaterland, die Fahne oder sogar Heidnisches. Solche Mißbräuche seien aber kein Grund, die Kategorie des Heiligen als solches abzulehnen. Es würde ja auch niemandem einfallen, die Musik deshalb abzuschaffen, weil es schlechte Musiker gibt. Der Bischof verlangt, daß man bereits dem Kind, dem Jugendlichen, aber auch dem Erwachsenen den Sinn für das Transzendente vermittelt. Nur so wird der Mensch aus sich herausgehen und offen für die Begegnung mit Gott. "Andernfalls", schreibt Elchinger wörtlich, "verkommen wir in der Häßlichkeit und der Banalität. Es gibt keinen Sinn für Gott ohne den Sinn für die Transzendenz. Es ist da so etwas wie ein Schrei in uns nach dem, was über uns hinausgeht, sei es im Leid oder in der Freude. Man spürt es: Ist ein Menschenherz noch nicht stumpfsinnig geworden, so trägt es das in sich; und das gilt es zu pflegen. Ich glaube an die Notwendigkeit einer Erziehung des Sinnes für das Heilige."

Man kann diese Forderung des Straßburger Oberhirten nur unterstützen. Nur hätte man von ihm gerade in diesem Zusammenhang auch ein Wort für die Schönheit der Liturgie und speziell für den Gregorianischen Gesang erwartet, zumal er nachher eine Erziehung zum "Schönen" in der Schule fordert. Wenn Elchinger logisch mit sich selber wäre, müßte er die nachstehenden Sätze von Henri Charlier dick unterstreichen: "Der Geschmack wird gebildet. Wenn die Kleriker den Jazz ins Heiligtum einführen wollen oder die Musik Ye-Ye, so tun sie genau das Gegenteil von dem, was wirklich notwendig ist. Anstatt die Herzen mit Hilfe einer Musik, die auf reinste Weise das Feinste in den Beziehungen der Seele mit Gott ausdrückt, zu den heiligen Dingen zu erheben, ziehen sie die heiligen Dinge herab auf die Stufe der vulgärsten Mode, vulgär deshalb, weil deren einzige Wirkung im allgemeinen darin besteht, die Nerven zu kitzeln und den Sinnen zu schmeicheln."<sup>2</sup>

<sup>&</sup>lt;sup>2</sup> Henri et André Charlier, "Le Chant Grégorien", M. Morin, 1967.

Doch offenbar hat der Bischof von Straßburg deshalb wenig übrig für den Gregorianischen Choral, weil ihm an der lateinischen Sprache, wie wir noch sehen werden, wenig liegt. Dabei ist er musikalisch sehr begabt und war einmal ein passionierter Orgelspieler. Sein Beispiel zeigt, wie sogar starke Persönlichkeiten, die im Grunde gar keine Konformisten sind, ideologischen Modeströmungen — in seinem Falle ist es wohl letztlich der "Okumenismus" — erliegen können. Weiter dürfte eine Rolle spielen seine Theorie, die erste Aufgabe der Liturgie sei eine "Sozialisierung der Herzen", auf die noch einzugehen sein wird. Von dieser Unterlassungssünde abgesehen, muß man Elchinger aber wieder völlig Recht geben, wenn er im Hinblick auf die Erziehung des Sinnes für das Heilige sagt: "Ich meine, man muß ganz einfach mit der Haltung beginnen. Das ist etwas, was heute im Schwinden begriffen ist. Haltung ist nicht im Schweigen zu suchende Schlafmützigkeit. Haltung ist Weckung des Gewissens von innen her. Haltung wird erzeugt durch Training der Kinder und Jugendlichen zur Wachsamkeit, durch das Bemühen, sich auf die Begegnung mit Gott vorzubereiten. Es gibt vorreligiöse Haltungen, die man in jedem Menschenherzen pflegen muß, auch im Erwachsenen. Ich würde es begrüßen, wenn man in den Schulen - zumindestens in den freien - die Erziehung einer Erweckung zum Schönen einführen würde. Neben der Erziehung zur Haltung steht die Erziehung zur Anstrengung. Haltung und Ehrfurcht, weit entfernt davon, der Liebe im Wege zu stehen, sind ihre schönsten Blüten, wie Frau Lubienska von Lenval sagte."

Man kann dem Bischof auch nur beipflichten, wenn er verlangt, die Leute an eine ehrfürchtige Haltung zu gewöhnen. Er wendet sich dementsprechend gegen die Unsitte, während der Wandlung stehen zu bleiben unter dem Vorwand, das sei würdiger vor Gott und größer. Obwohl das neue Meßbuch in seinen Rubriken das Knien bei der Wandlung vorschreibe, erlebe er in den Pfarreien das genaue Gegenteil. Sogar mit den Händen in den Hosentaschen stehe man herum. So seien wir schließlich auf einer Ebene der Banalität und Haltungslosigkeit gelandet. Interessant ist auch hier, daß der Bischof mit keinem Wort auf die in der Handkommunion oft zutage tretende Ehrfurchtslosigkeit eingeht. Das dürfte wiederum nicht Mangel an Mut bei ihm sein, sondern Ausfluß eines trotz aller gegenteiligen Beteuerungen letztlich doch zu sehr horizontalistisch geprägten Eucharistieverständnisses.

Auf die Frage der Journalistin Michèle Léonard — das Buch ist in Form eines Interviews verfaßt —, wie die Erziehung zur Haltung zu leisten sei, da doch die Leute mehr und mehr aus den Kirchen ausziehen, gibt der

Bischof keine Antwort mehr, sondern bestätigt die Tatsache der sich leerenden Gotteshäuser - "trotz der Liturgie auf Französisch" -, um sich dann den Ursachen für dieses Phänomen zuzuwenden. "Was gibt ihnen die Eucharistie, um davon zu leben?", fragt sich Elchinger. "Ich denke, derzeit geben die Leute nicht das auf, was ihnen zu leben und zu lieben hilft. In dem Maße, wie sie unseren Kirchen den Rücken kehren, tun sie es, weil sie darin einen anderen Formalismus finden: Ja, ein Formalismus auf Latein ist ersetzt worden durch einen Formalismus auf Französisch." Das ist allerdings ein hartes Urteil nicht nur über die "alte" Messe, sondern auch die "neue", das dem Bischof von Straßburg gewiß keinen Kardinalshut in Rom eintragen wird. Ist es auch ein gerechtes Urteil? Nun, auf liturgischem Gebiet glänzt Elchinger eben nicht gerade durch französische Klarheit der Gedanken. Er fährt nämlich fort: "Was es wiederzufinden gilt, ist der Inhalt der Eucharistie, doch das ist schwierig. Die Messe bei der großen Kundgebung der J.O.C. (Christliche Arbeiterjugend) in Paris ,Objectif 74' bzw. das, was man als Messe bezeichnete - war nach meiner Meinung keine Messe, sondern eine Liturgie für Katechumenen, obwohl man dabei das konsekrierte Brot austeilte. Es war keine Messe, weil die vertikale Dimension total fehlte. Ich denke, eine regelrechte Wiederentdeckung ist notwendig: Wir müssen präzisieren, was Christus für heute realisieren wollte, als er die Eucharistie einsetzte; ihre lebenspendende Substanz wiederfinden. Wir stehen am Anfang des Beginns (!) der Liturgiereform. Bleibt die Messe unverstanden, wird man sie preisgeben, und nicht das "Französisch" wird die Leute zum Besuch ermuntern. Als sie in Latein war, gaben sich die Leute nicht die richtige Rechenschaft über die Leere der Messe (Sperrung von uns), jetzt aber sehen sie das viel klarer."

"Formalismus", "Leere der Messe", das klingt schlecht aus dem Munde eines Katholiken und noch schlechter aus dem Munde eines Bischofs, der sogar für die "vertikale Dimension" der Eucharistie zu plädieren scheint. Denn wer tatsächlich an ihre vertikale Dimension glaubt, dem kann es nicht schwerfallen, das in Kauf zu nehmen, was Elchinger als "Formalismus" bezeichnet, was aber für Generationen von Gläubigen nicht nur eine unversiegliche Quelle der Gnade, sondern auch der Gegenstand immer neuer Bewunderung ob seiner Schönheit war. Dieser Christ weiß ja, daß in der Messe, wie routinemäßig und schlecht sie auch der Priester feiern mag, Christus selber sich dem Vater darbringt, daß Christus selber in den Gestalten von Brot und Wein gegenwärtig wird, daß Christus selber es ist, den er in der hl. Kommunion empfängt. Da von "Leere der Messe" zu sprechen, grenzt schon an Blasphemie. Sollte die Messe wirklich für viele

"leer" geworden sein, dann doch nur deshalb, weil eine gewisse Art der Verkündigung, vor allem seit dem Konzil, die Meßtheologie ihrer übernatürlichen Inhalte mehr oder weniger entleert hat. Dann doch deshalb, weil eine gewisse Pastoral aus der Messe ein Gemeinschaftserlebnis gemacht hat anstelle einer sakramentalen Begegnung mit dem lebendigen Christus, wozu sich allerdings die Messe Pauls VI. besser eignet als die Pius' V. Das gibt sogar indirekt Bischof Elchinger zu, wenn er — gewiß infam! — behauptet, das Latein habe die "Leere der Messe" besser verdeckt als die Muttersprache.

Und dann stellt Michèle Léonard die Gretchenfrage an den Bischof: "Was aber schlagen Sie statt dessen vor?"

"Das kann ich jetzt nicht sagen. Erstens wäre das zu lange. Zweitens stehe ich erst am Anfang. Für die Fastenzeit beginnen wir mit einer Wiederentdeckung der Messe mittels kleiner Hoffnungsgruppen."

"Im ganzen Elsaß?"

"Im ganzen Elsaß. In der katholischen Kirche tötet die Quantität die Qualität. Ich denke, daß es eine sonntägliche Versammlung geben muß, daß ein Christ sich mit anderen Christen einmal in der Woche treffen muß, am Tage des Herrn. Doch an einer gewissen Zahl von Orten kann es keine Messe mehr geben."

"In Ermangelung von Priestern?"

"Ja, mangels Priester. Aber ich denke, eines Tages wird die Messe vielleicht zum großen Wiedersehen zwischen den Menschen, und zwar mangels Priestern; denn der Hl. Geist formt uns schließlich auf solche Weise. Da wir nicht intelligent und mutig genug sind, aus uns selber Lösungen zu finden, drängt, zwingt er uns dazu. (!) Würde die Messe z. B. mit Zeugnissen von Randexistenzen beginnen, und zwar nicht in einem aggressiven Sinn - ja, warum eigentlich nicht? --, so würde man ihnen Antwort geben, weil niemand unfehlbar ist und niemand allein die vollkommene Wahrheit besitzt. Wenn also Leute aus der Pfarrei, aus der Gemeinde sagen würden: "Wir begegnen uns hier, ihr aber gebt euch keine Rechenschaft darüber. Ich sage, wir bilden ein Volk: Doch das stimmt nicht. Ich bin ganz allein. Man hilft mir vielleicht, doch ich werde nicht als Freund angesehen', so würde das ein Faustschlag ins Gewissen sein . . . Der Priester müßte da sein oder ein Laien-,Animateur'. Ich würde sogar vorziehen, daß ein Ehepaar dies alles vorbereitet. Wir bekämen Zeugnisse, die uns die Eingeweide herumdrehen würden."

Der Bischof berichtet dann, wie eine körperbehinderte Frau ein solches Zeugnis vor 2000 Personen in Mühlhausen gab. Auf die Frage von Michèle Léonard, ob solche Formen der Meßfeier (?) genügten, diese "anziehend" zu machen, antwortet Elchinger:

"Wenn man der Messe den Rücken kehrt, sagte ich, so deshalb, weil die Menschen nichts darin finden, wovon sie leben könnten. Ich bin überzeugt, die Dinge ließen sich anders gestalten, wenn die Wortliturgie, die die Messe einleitet, durch Zeugnisse wie die von mir erwähnten ein Dialog wäre zwischen einem Menschenwort, durch das Gott zu uns spricht - denn Gott spricht zu uns durch die Menschen -, und Stellen aus dem Wort Gottes. Das inspirierte Wort käme einmal vor und ein andermal nach diesen Zeugnissen, und ich bin sicher, die Leute würden sich angesprochen fühlen auf eine absolut erstaunliche Weise. Und dann müßte man sehen, wie die übrige Messe zu strukturieren wäre (Sperrung von uns), insbesondere die Kommunion: Christus gibt sich in Teilung, damit wir ihn den anderen mitteilen. Man müßte also in der Praxis prüfen, wie wir uns in Teilung geben sollen, und so vorgehen, daß das auch konkrete Folgen nach sich zieht. Würde man in einem Dorf oder einem Stadtviertel nach dem Empfang solcher konkreter Anrufe im Laufe einer Woche versuchen, etwas zu tun, so wäre es unbequem, zur Messe zu kommen. Vielleicht käme eine gewisse Anzahl von Leuten nicht mehr, weil sie sich nicht wohl fühlen. Sie würden eine Zeitlang hindurch nicht mehr kommen, dafür kämen aber andere, weil sie sich sagen würden: Das sind Leute, die anfangen, glaubwürdig zu werden'. Nicht die Sozialisierung der Gesetze, sondern die Sozialisierung der Herzen zu bewirken, kommt der Herr. In diesem Sinne, meine ich, müßte eine große Liturgiereform durchgeführt werden. Was ich da sage, wäre vielleicht nicht jeden Sonntag möglich."

Man braucht nicht übermäßig viel zwischen den Zeilen zu lesen, um die Gestalt der "Meßfeier" zu erraten, die sich hinter Elchingers Vorstellungen von einer "großen Liturgiereform" verbirgt: ein charismatischer Wortgottesdienst — die "Zeugnisse", von denen er spricht —, eine "Neustrukturierung" des "Restes" der Messe. Da die Anwesenheit des Priesters nur noch fakultativ ist — der Bischof zieht eine "Animation" der "Messe" durch ein Ehepaar vor —, da uns der Heilige Geist die Priester nimmt und uns damit zu neuen Gottesdienstformen zwingt, ist es nicht abwegig anzunehmen, daß die "Wandlung" nur noch verstanden wird im Sinne eines reinen "Gedächtnisses" (Mémorial), d. h. im protestantischen Sinne. Daß schließlich die Gegenwart Christi in der hl. Kommunion zurücktreten muß, wofern sie überhaupt noch sakramental gegeben ist bei einer solchen "Wiedersehensfeier" der Ortskirche, zurücktreten muß hinter das Programm einer "Sozia-

lisierung der Herzen". Die von Bischof Elchinger in der "Agora" St. Nikolaus, einer protestantischen Kirche in Straßburg, geduldeten "Eucharistiefeiern", die gemeinsam von einem katholischen Priester und einem protestantischen Kultdiener gehalten wurden, könnten ein Beispiel für die Neustrukturierung des "Restes" der Messe sein, wie sie ihm vorschwebt. Man kann nur hoffen, daß die Zukunftsvisionen des Straßburger Bischofs nicht in Erfüllung gehen werden. Gewiß, der Priestermangel wird die Katholiken in der westlichen Welt vor schwierige Probleme stellen. Aber die Schlußfolgerung daraus kann u. E. nicht die Elchingers sein - nämlich aus der "Messe" eine sonntägliche Wiedersehensfeier unter Vorsitz eines Laien zu machen -, sondern muß im Gegenteil die Gläubigen anspornen, mit größerer Inbrunst als je um Priester zu beten und selber ihren Glauben zu vertiefen. Denn wahrscheinlich hat auch die Kirche einer Region die Priester, die sie verdient, und so viele, wie sie verdient. Wir haben in der katholischen Kirche nicht zuviel liturgische Offizien, wie der Bischof meint, aber unser aller mangelnder Glaube und Eifer verdient vielleicht weniger Offizien. Wir brauchen uns daher nicht an den Protestanten ein Beispiel zu nehmen, wozu uns Elchinger auffordert, sondern wir sollten uns an den Vorbildern unserer katholischen Vergangenheit orientieren. Und daran fehlt es nicht. In seinem Buch "La Messe" berichtet Kardinal Journet von der Reformatorin des Karmel, der hl. Theresia von Avila, und ihren Gründungen:

"Die Heilige kam an, völlig unerwartet, begleitet von einigen Nonnen und einem Priester, meistens ihr getreuer Julian von Avila. Während der ganzen Nacht arbeitete man in aller Hast daran, an einem oft armseligen Ort, an dem die Gründung eines neuen Karmel vorgesehen war, mit Zeltplanen etwas zu errichten, was einer Kapelle glich. Am frühen Morgen öffnete man die Tür, man klingelte mit einer Schelle, man feierte die heilige Messe, man kommunizierte, man brachte das Heiligste Sakrament an seinen Platz. Danach war der Konvent gegründet, denn es war ein anerkanntes Gewohnheitsrecht, daß eine Kommunität dann nicht mehr vertrieben werden durfte, wenn die Messe gelesen und das Heilige Sakrament an seinem Platz war. So also begann jeder der kleinen Karmel der Reform, die die Heilige überall erweckte — in Toledo, Salamanca, Alba de Tormez, Segovia, Burgos . . ., um die geistige Flamme, die stets heimlich im Herzen der Kirche brennt, neu zu entfachen, jeder dieser ,verschlossenen Gärten' der Kirche, wie die große Kirche selber begonnen hat: Mit der Wiederholung des unblutigen Ritus des Abendmahles, der die Strahlen des blutigen Kreuzes hineinträgt bis ins Herz einer Welt in Not."

### Carmen Gregorianum

Von P. Maurus Pfaff OSB

Der Beitrag ist der Festschrift für Prälat Prof. Dr. Johannes Overath "In caritate et veritate" entnommen (Herausgeber: Prof. Hans Lonnendonker, Minerva-Verlag, Thinnes & Nolte, Saarbrücken, 1973). — Pater Dr. Maurus Pfaff OSB ist lange erster Kantor im Benediktinerkloster Beuron gewesen. In weiteren Kreisen ist er vor allem bekannt geworden durch die in den fünfziger Jahren unter seiner Leitung bei der "Deutschen Grammophon Gesellschaft" erschienene Reihe von Choralschallplatten.

Die römische Kirche hat mit der sogenannten Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils (ZVK) und mit dem Missale Romanum (1969) einen neuen Weg beschritten, der vor allem mit vielseitigen pastoralen Begründungen gerechtfertigt wird. Zwei historisch bedeutsame Komponenten haben durch die Entscheidungen des Konzils einen neuen Standort zugewiesen bekommen: die lateinische Sprache und der Gregorianische Gesang. Man wird es dem geschichtlichen Ablauf der Dinge überlassen müssen, welche pastoralen Erfolge die Kirche "des technischen Zeitalters und des Fortschritts" in nächster und fernerer Zukunft aufweisen kann. Jedenfalls läßt allein die kurze Zeitspanne von nur zehn Jahren nach dem Konzil bedenklich stimmen oder mindestens gewisse Euphorien dämpfen, wenn in einer Rundfunkansprache anläßlich des zehnten Jahrestages seit Beginn des ZVK gesagt werden mußte: "Die Schwierigkeiten nach dem Konzil haben sich als noch größer erwiesen, als ich erwartete ... Das Neue, zum Beispiel Anpassung, Freiheit oder ökumenische Weite sind zur bedrückenden Faszination geworden. Wesentliche Inhalte des Konzils - Treue zur Überlieferung, die umfassende Christusbezogenheit der Kirche und der einzelnen Christen, die Wertschätzung der besonderen Berufung, wie etwa im Ordensund Priesterstand, sind übersehen worden. Leitlinien wurden verschoben ..." (Kard. Döpfner). Hier wird von der Treue zur Überlieferung gesprochen, die selbstverständlich im Bereich des Kirchlichen immer einen ersten, wenn nicht sogar den ersten Platz einnehmen sollte, ohne in Sterilität zu verfallen. Man hat früher immer schon — auch von außen her — darauf hingewiesen, daß in der katholischen Kirche die der willkürlichen Manipulation entzogene Liturgie es sei, welche die geistige und für alle gültige Gemeinschaft begründe. Papst Paul VI. hat vor dem liturgischen Rat in Rom am 14. Oktober 1968 ebenfalls schon mahnende Worte geäußert: "Die liturgische

Erneuerung darf nicht in der Weise verstanden werden, daß das heilige Erbe der vergangenen Zeiten zurückgewiesen und willkürlich jegliche Neuerung zugelassen wird". Zur Durchführung einer sachentsprechenden Reform, sagte der Papst, sei es notwendig, daß sich alle, die an der Ordnung und Einrichtung des liturgischen Geschehens im Gottesdienst beteiligt sind, des wesentlich kirchlichen und hierarchischen Charakters der Liturgie bewußt bleiben und nicht ihre persönlichen Individualitäten und Eigenwilligkeiten den Gläubigen aufzudrängen versuchen. Der Papst betonte: "Das heißt, daß die Riten und die liturgischen Gebetsformulierungen nicht als Privatangelegenheit betrachtet werden dürfen, die nur die einzelnen oder die Pfarrei oder die Diözese oder eine bestimmte Nation etwas angeht, sondern als etwas, das erstrangiges Interesse der universalen Kirche ist. Deswegen ist es niemandem erlaubt, diese Formeln zu ändern, neue einzuführen oder sie durch andere zu ersetzen. Das verbietet die Würde der heiligen Liturgie selbst; denn durch sie gerade tritt der Mensch in den Kontakt mit Gott. Das verbietet auch die Wirksamkeit des pastoralen Tuns, die auf diese Weise selbstverständlich auch in Frage gestellt wird" (Deutsche Tagespost 24, 1968, Nr. 43, S. 2). "Das universale Latein, das durch so viele Zeiten hindurch die sakrale Sprache der römisch-katholischen Kirche war, wurde durch die Landessprache ersetzt und dabei in einer Weise übersetzt, die das Hereingezogenwerden in die sakrale Welt des Übernatürlichen erschwert, ja durch eine banale Welt ersetzt. Und was soll ich von der Abschaffung des Gregorianischen Chorals sagen, dieser ... Stimme der Kirche, die fast den Charakter eines ,sacramentale' hat?" (D. v. Hildebrand, Der verwüstete Weinberg, 1973, S. 82). Der Abschied vom ,carmen gregorianum' ist der Kirche nicht schwer gefallen, das zeigt die Reaktion auf die neuen Bestimmungen, die bezüglich der gottesdienstlichen Musik gegeben wurden. Aus einer Empfehlung der Volkssprache ist ein sofortiges Handeln im negativen Sinn des Gemeinten erfolgt, nicht nur dort, wo die seelsorgerlichen Erfordernisse eine Rechtfertigung der Volkssprache mit sich bringen, sondern selbst die monastischen Orden - also gewöhnlich Priestergemeinschaften mit dem Auftrag, die Oratio publica der Kirche zu verrichten - folgen ohne Widerstand dem neuen Trend.

Die Liturgie-Reform des ZVK hat viel zu wenig auf religionspsychologische Gesetzmäßigkeit geachtet. "Wir meinten alles verständlich machen zu können und wundern uns nun, wenn die Kirchen — statt voller — leerer werden. Der Mensch besteht eben nicht nur aus dem Gehirn, sondern auch aus dem Herzen, und der Weg zu Gott führt nicht immer über den Intellekt, sondern vielleicht viel häufiger über das Herz" (R. Graber). Papst Paul VI.

hat in der Generalaudienz am 26. November 1969 zu diesem aktuellen Gegenstand anläßlich der Einführung des neuen Missale Romanum folgende Worte gesprochen (Pater M. Pfaff bringt dann einige Sätze aus dieser Ansprache in französischer Sprache, da ihm der Text so vorlag. Wir bringen dieses Zitat in deutscher Übersetzung nach der "Römischen Warte" vom 16. Dez. 1969): "Es ist klar, daß hier nun auf die wichtigste Erneuerung hinzuweisen ist, nämlich die der Sprache. Nicht mehr das Latein wird die Hauptsprache der Messe sein, sondern die Landessprache. Für einen, der die Schönheit, die Kraft und die ausdrucksvolle Heiligkeit des Lateins kennt, wird es ein großes Opfer sein, daß dies nun durch die Landessprache ersetzt wird. Wir verlieren die Sprache christlicher Jahrhunderte, und wir werden gleichsam mitten im literarischen Bereich geheiligter Ausdrucksformen in die Profanität geschoben, und werden so einen großen Teil jenes großartigen und unvergleichlichen künstlerischen und geistlichen Reichtums verlieren, den der gregorianische Choral darstellt. Gewiß, wir haben allen Grund, uns zu beklagen und verwirrt zu sein. Womit können wir diese engelgleiche Sprache ersetzen? Es ist ein Opfer von unermeßlichem Wert ... Übrigens setzt der neue Meßritus auch fest, daß die Gläubigen "gemeinsam in lateinischer Sprache wenigstens die Teile des Ordinariums der Messe singen können, und vor allem das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser' (n. 19). Aber erinnern wir uns gut zu unserer Ermahnung und Stärkung: das Latein wird deshalb noch nicht aus unserer Kirche verschwinden." - Für eine positiv zu bewertende Zukunft der Pflege des carmen gregorianum scheinen diese Hinweise wenig günstig zu sein. Es hat sich übrigens aufgrund der bisherigen kirchlichen Normen eine völlig neue Mentalität auf breiter Ebene gebildet, die eine auch nur bescheidene Verwendung des cantus gregorianus erschwert. Vorerst dürfte es recht schwierig sein, diesen aufgeklärten Doktrinarismus auch nur einigermaßen in Schranken zu halten. Angesichts der bestehenden und wohl auch länger andauernden innerkirchlichen Situation sollen zu diesem aktuellen Thema zwei Punkte hervorgehoben werden: einmal die geschichtlich bedeutsame Rolle des Lateins in der westlichen Kirche, und zweitens die Einführung des carmen gregorianum im Frankenreich, die den weiteren Ablauf der westlich-europäischen Musikgeschichte so wesentlich bestimmen sollte. Th. Klauser hat 1944 nach dem damaligen Stand der liturgiegeschichtlichen Forschung die nahezu zweitausendjährige Entwicklung der kirchlichen Liturgie einer Betrachtung unterzogen. Er legte für die Liturgiegeschichte des Abendlandes vier Perioden zugrunde und bezeichnete den ersten Zeitraum als Epoche der schöpferischen Anfänge bis auf Papst Gregor den Großen. Den zweiten Abschnitt nannte er die Epoche der fränkisch-deutschen Führung von Gregor dem Großen bis Gregor VII. Der dritten Epoche unter Führung Roms waren im Sinne des hochmittelalterlich-scholastischen Verständnisses Vereinheitlichungstendenzen eigentümlich, die zu den Entscheidungen des Konzils von Trient führten.

Die nachtridentinische Epoche unterschied sich von den vorausgehenden Zeitabschnitten vor allem durch einen deutlich feststellbaren Stillstand in der Entwicklung und eine intensive Entfaltung rubrizistischer Elemente. Die im Anschluß an das Tridentinische Konzil kodifizierte Liturgie war selbstverständlich schon längst vorhanden und bedeutete deshalb nichts wesentlich Neues. 1568 wurde das römische Brevier und 1570 das Missale Romanum im traditionellen Sinn allgemein verpflichtend eingeführt mit der Ausnahme, daß dort, wo eine mehr als 200jährige Überlieferung bestand, diese auch weiterhin beibehalten werden konnte. Ohne große Erschütterungen hat sich die Tridentinische Liturgie nach und nach in ihren offiziellen Editionen verbreitet. Eingeleitet mit der ersten Aufklärungsepoche der Neuzeit und fortgesetzt im Aufbruch der romantischen Jahrzehnte des frühen 19. Jahrhunderts entstand die liturgische Bewegung der neueren Zeit, die durch eine Intensivierung des religiösen Lebens und die Neugründung monastischliturgischer Zentren gefördert wurde. Diese neue Einstellung zur kirchlichen Liturgie führte in einem stetigen Entwicklungsprozeß zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu den liturgischen Reformen des Papstes Pius X.

Es ist in jüngster Zeit viel über die lateinische Sprache im Gottesdienst geschrieben worden. Vom Konzil her gesehen — es galten ja pastorale Gesichtspunkte — hat diese Frage ihren besonderen Aspekt. Die Verdrängung des Lateins als gottesdienstlicher Sakralsprache, die eine ruhmreiche Tradition aufzuweisen vermag, hat gründlich dazu beigetragen, den kirchlichen Provinzialismus auf allen Gebieten zu fördern, vor allem im Raum der Kirchenmusik. Es ist genügend bekannt, daß seit der Französischen Revolution und der Deutschen Säkularisation mit ihren zerstörerischen Auswirkungen gerade die kirchliche Musikpflege ins Mark getroffen wurde und deren Verlust nie wieder eingeholt werden konnte. Die Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert zeigen dies deutlich.

Man kann die innerkirchliche Entwicklung der Gegenwart natürlich nur auf der Basis der sich augenblicklich so rasch wandelnden Gesellschaftsordnung verstehen. Die lateinische Sprache nimmt nicht mehr den ihr früher eigenen Vorrang ein. Das humanistische Bildungsideal ist nur noch eines von vielen, nicht mehr das einzige. Daß sich heute bereits die Folgen dieser Entwicklung im kirchlichen Raum auswirken, ist verständlich. Nicht jedoch

kann man unbesehen anerkennen, daß die Kirche selbst bereit ist, auf ein so bewährtes Bildungsgut zu verzichten. Nur wenigen ist geläufig, welche Bedeutung der christlichen Latinität durch viele Jahrhunderte hindurch für das Bildungsstreben der abendländischen Völker zukam.

Frau Chr. Mohrmann hat über die Eigenart der christlichen Latinität und ihre Rolle im Gottesdienst der Kirche sehr Wesentliches zu sagen. "Es entstand im Laufe des 5. Jahrhunderts eine liturgische Sprache, die - auf dem Urboden des altchristlichen Lateins gewachsen und durch biblische Sprache und Stil beeinflußt — auch die spolia gentium in der Form gewisser Elemente des alten, feierlichen römischen Gebetsstiles nicht verschmähte. Und in der liturgischen Sprache verbindet sich auf diese Weise die altchristliche Weihe mit biblischer Größe und mit altrömischer gravitas zu einer Neuschöpfung, welche sich im wesentlichen die Jahrhunderte hindurch behauptet hat" (Chr. Mohrmann, Die Rolle des Lateins in der Kirche des Westens, Vortrag, gehalten auf Einladung der Kathol.-Theol. Fakultät Münster am 15. 6. 1955 zu Münster, vgl. Theologische Revue, 1956, Sp. 1–18; Etudes sur le latin des chrétiens, Bd. II, 1961, S. 45). Die karolingische Epoche hat das Latein der Liturgie unberührt gelassen trotz ihrer klassizistischen Schulbestrebungen. Vom karolingischen Latein führt der Weg zu dem vielförmigen und geradezu bunten Latein des Mittelalters, das man wegen seiner Vielfalt durchaus nicht als dekadentes Latein bezeichnen muß. Die gelehrte Scholastik verstand es, diese Sprache zu einem beweglichen und handlichen Werkzeug der großen philosophischen und theologischen Summen zu machen. Erst in der Renaissance am Ausgang des Mittelalters versuchte man, zum Altlateinischen der vorchristlichen Zeit zurückzukehren und schuf zugleich eine "tote Sprache". All die Verspieltheit des Humanistenlateins hat kaum auf die liturgische Sprache Einfluß gewinnen können. Es wurden eigentlich nur die Hymnen der Kirche davon berührt. Das nachtridentinische Zeitalter hat noch einmal den Versuch unternommen, das altchristliche und mittelalterliche Erbe der lateinischen Sprache zu kritisieren. Aber diesen klassizistischen Bestrebungen gegenüber hat allein nur das christliche Latein eine Kontinuität mit der Frühzeit aufweisen können. Es hat von der christlichen Frühzeit an im Dienste des christlichen Glaubens und Denkens gelebt. "Dieses Latein ist nicht stabil und unveränderlich, wohl aber ist es sich wesentlich gleich geblieben trotz vieler zeitbedingter Entwicklungen und Änderungen. Dieses Latein lebt für uns sowohl in der Vulgata und in den Kirchenvätern als auch in den mittelalterlichen Autoren, welche die alte Tradition fortsetzen; es lebt in hierarchischer Form in der Liturgie, die sich, was den allgemeinen Sprachcharakter betrifft, trotz vieler jüngerer

Beifügungen gut erhalten hat. Dieses Latein ist nicht in den allgemeinen Regeln des ciceronianischen Lateins zu fassen, eben weil es die Wiederspiegelung des geistigen Lebens der Christenheit vieler Jahrhunderte ist (a.a.O. 61).

Das Latein der Liturgie hat sich in der Tat zu einer großartigen Sakralsprache der abendländischen Liturgie entwickelt. Sie ist dem allgemeinen Entsakralisierungsprozeß der nachkonziliaren Zeit zum Opfer gefallen. Mohrmann sagt zu dem allgemeinen Thema der Sakralsprache: "Die Erscheinung einer Sakralsprache ist etwas sehr Verbreitetes, was tiefen menschlichen Bedürfnissen entspricht. Wir sehen in den verschiedensten Kulturen und Sprachen, daß überall, wo der Mensch in Kontakt mit dem Göttlichen tritt, sich seine Sprache von der Alltagssprache differenziert. Es ist, als ob sich seine Sprache in diesem Kontakt heiligt ... Aber nicht nur im 'ekstatischen' Kontakt mit der Gottheit, wie wir ihn z. B. auch in der christlichen Glossolalie finden, sondern auch in den normalen sakralen Akten verschiedenster Religionen finden wir ein Bestreben nach sprachlicher Feierlichkeit ... Rein sprachlich gesehen, ist das Wesentliche: bewußte Differenzierung von der Umgangssprache, ein Abstandnehmen vom tagtäglichen Leben, die Stilisierung im weitesten Sinne" (a.a.O. 41/42).

Das carmen gregorianum gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen des religiösen und musikalischen Bereichs im abendländisch-europäischen Kulturleben. Es ist als historische Leistung einer christlich geprägten Vergangenheit, aber auch in seinen vielfältigen Auswirkungen auf die Entwicklung der westeuropäischen Musikgeschichte etwas Einmaliges. Daran können moderne kirchliche Einstellungen, die sich auf pastorale Erfolge berufen wollen, nichts ändern. "Ohne die melodische Hochkultur des cantus gregorianus wäre die rein germanische Harmonik wohl nie über die Ausdrucksgrenzen des Tiroler Jodlers und des Schweizer Kühreigens hinausgelangt" (H. J. Moser).

Die Begegnung christlicher und nichtchristlicher Musikübung ist im Abendland natürlich nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gegangen. Zwei verschieden geartete Tonsprachen sind hier einander begegnet, eine vertikale und eine horizontale. Darin dürfte wohl auch das folgenreichste Ereignis der gesamten westeuropäischen Musikgeschichte gesehen werden. Für die der römischen Liturgie gewonnenen germanischen Volksstämme bedeutete die Annahme des carmen gregorianum den Beginn einer neuen musikalischen Kultur. Dadurch ist die bodenständige Musikpflege keineswegs zurückgedrängt worden, wenn wir auch — bei dem Fehlen von schriftlichen Aufzeichnungen — nur undeutliche Kenntnisse einheimischer Musikpraxis haben können. Bei der kirchlichen Musikübung handelt es sich um ausschließ-

lich gottesdienstliche Gesänge, die bereits den hohen Grad von Kunstmusik erreicht haben. Nicht umsonst heißt es in dem einleitenden Gregorius-Prolog des Meßantiphonars: Libellus musicae artis. Neben die einheimische Musikübung trat also ein in sich geschlossenes System von Gesängen der Meß- und Stundengebets-Liturgie, das nach klaren Regeln aufgebaut war und gleichzeitig für alle Tage des liturgischen Jahres zur Verfügung stand. Die zunehmende Vertrautheit der christlich gewordenen Volksstämme mit der im Rahmen der lateinischen Liturgie gehörten Kunst hat die künstlerischen Anlagen der bekehrten und christlich unterwiesenen Menschen zu neuen, von der bisherigen Übung aus nicht erreichbaren Leistungen befruchtet.

Unsere Kenntnisse aus der Frühzeit des einstimmigen liturgischen Gesanges sind sehr gering. Trotzdem war er in irgendeiner Gestalt vorhanden. Für die Zeit des 8./9. Jahrhunderts können wir nur aus den Antiphonarien der Messe und des Stundengebets, die uns die traditionellen Texte überliefern, die bereits vorhandene Ordnung der gottesdienstlichen Feiern ablesen. Die Notation fehlt noch. Überdies stehen bereits in den vorhandenen Dokumenten Beispiele neueren musikalischen Empfindens, aus denen sich ergibt, daß damals bereits eine neue mittelalterliche Epoche sich an das alte Repertoire anschließt. Damals wurde und blieb die abendländische Welt geeint trotz volkstumsbedingter Eigenarten und bot auf diese Weise eine fortschrittliche, neuen Zielen entgegenführende Voraussetzung. Der Gottesdienst der römischen Liturgie schien geradezu veranlagt zu sein, nicht durch einheimische Musikpraxis geschädigt zu werden. Die nördlichen Völker haben sich offenbar durch den von der liturgischen Einstimmigkeit der Kirche auferlegten Zwang durchaus nicht als benachteiligt empfunden. Sie haben aber durch die kirchliche Einstimmigkeit hindurch den Weg zu einer entwicklungsfähigen Mehrstimmigkeit gefunden. Die byzantinische Kirche ist diesen Weg nicht gegangen. Sie blieb bei der Einstimmigkeit. Was das carmen gregorianum besonders auszeichnete, und was damals bereits fertig und konsequent entwickelt vorlag, das war die kunstvolle, geradezu architektonische innere Struktur dieser kirchlichen Einstimmigkeit.

P. Wagner hat dieses bedeutende Gesetz formuliert, dem alle liturgischen einstimmigen Gesänge des klassischen Repertoires unterworfen sind. "Jeder melodische Stil hat seine bestimmte Stelle in der Liturgie, so daß alle Texte, die in derselben Weise liturgisch funktionieren, in ihm komponiert sind, mögen sie ihrem Wortlaut nach noch so verschieden sein. Und umgekehrt: ein und derselbe Text wird melodisch verschieden behandelt, wenn er an verschiedenen Stellen der Liturgie steht, und eine und dieselbe Melodie kann

verschiedenen Texten nur dann zugewiesen werden, wenn sie liturgisch gleichartig sind. Von diesem Gesetz gibt es keine einzige Ausnahme." (Einführung in die Gregorianischen Melodien 3. B., 15). Erst das späte Mittelalter hat diese klaren Umrisse verwischt und das humanistische Zeitalter hat in seinen polyphonen Kompositionen sich nicht mehr an diese Regeln gehalten. Anstelle einer sachgerechten Vielfalt und Unterscheidung trat die Uniformierung. Die Liturgiereform des ZVK hat durch die Einführung eines Graduale simplex ebenfalls sich zur Simplifizierung im Sinne einer Uniformierung entschlossen. Niemand wird überzeugt sein, daß diese Lösung eine Zukunft haben wird. Der aus diesem Gesetz kommende enge Anschluß der liturgischen Gesänge an die wechselnden Anforderungen der Liturgie macht das carmen gregorianum eigentlich unentbehrlich, aber auch so ehrwürdig und dem Geist der Liturgie entsprechend. Es gibt in der abendländischen Musikgeschichte kein derartiges Phänomen, das für alle Teile der gottesdienstlichen Feiern sowohl der Messe als des Stundengebets mit einem so vollständig ausgebildeten Repertoire aufwarten kann. Selbst die mittelalterliche Mehrstimmigkeit, die klassische Polyphonie und sämtliche kirchlichen Kompositionen der letzten Jahrhunderte bis heute haben ein so immenses Repertoire musikalisch nicht ausfüllen können.

Der jetzt eingeleiteten Entwicklung auf der Basis der Volkssprache steht jedenfalls hier noch ein zu bewältigendes Problem bevor, wenn der Gottesdienst der Kirche nicht auf einen absoluten Nullpunkt absinken soll.

Im Missale Romanum (1969) sind Gesangstexte, wenn man sie überhaupt so nennen kann, angefügt. Eine Art Vorspruch steht als Introitus zu Beginn und kann jeweils auch weggelassen werden. Ein Text wird als Communio-Antiphon angegeben, der ebenfalls häufig weggelassen wird. Das frühere Offertorium fehlt. Der Alleluja-Gesang steht als Versus ante Evangelium und kann, wenn er nicht gesungen wird oder gesungen werden kann, auch weggelassen werden. Der Psalmus responsorius ist eine archaisierende Neueinführung und soll wohl nur für den Volksgottesdienst als Sprechtext gelten. Die meisten dieser Texte stimmen nicht mehr mit dem alten gregorianischen Gesangsrepertoire überein. Die Texte sind der Neo-Vulgata entnommen. Von hier aus ist durchaus kein Weg zu finden zur gesungenen lateinischen Liturgie. Es wäre grotesk, ein solches Repertoire neugregorianisch vertonen zu wollen. Das geschieht glücklicherweise nicht. Die Veröffentlichung des Ordo cantus missae am 24. Juni 1972 hat wohl eine der besten gottesdienstlichen Entscheidungen gebracht, die man als korrekt bezeichnen muß. Das alte klassische gregorianische Gesangsrepertoire wurde beibehalten und wurde dem neuen Missale angepaßt. Es ist unerfindlich,

weshalb man diese neue Ordnung nicht gleichzeitig in das Missale einordnen konnte. Der Ordo cantus missae wird durch ein neues Graduale abgelöst werden. Auf eine kritische Fassung des Gesangsrepertoires hat man jedoch verzichtet und die bisherige melodische Fassung der Editio Vaticana beibehalten. Das ist das kleinere Übel und ist unwichtig in einer Situation, die das carmen gregorianum weithin für die Praxis abgeschafft hat. Man muß die Frage stellen: Hätte nicht bei der sogenannten "Reform" auch sonst in ähnlicher Weise gehandelt werden können? Niemand hätte es übel genommen, wenn da und dort kleinere Anderungen durchgeführt worden wären, das hätte nur gezeigt, daß der christliche Gottesdienst lebendig ist. Daß man aber von einem noch vor kurzer Zeit unbeugsamen Rubrizismus zu einer so glanzlosen "erneuerten" Liturgie kommen konnte, die alles nivelliert und undifferenziert macht, das läßt aufmerken. Die neue Liturgie hat sich "säkularisiert" und wird es in weiterem Experimentierprozeß noch gründlicher tun. Die Kirche als die "ewig Rückständige", die im Rennen der Welt und des Weltlichen nicht mitkommt und eigentlich nicht mitkommen kann! "Experten" haben die neue Liturgie gemacht. Sicher waren es keine "Heiligen". Das ist ein Trost. Nicht unberechtigt ist die Frage, ob einer der Teufel in C. S. Lewis' "Screwtape Letters", der mit der Untergrabung der Liturgie betraut worden wäre, es hätte nicht noch besser machen können (D. v. Hildebrand). "An den Wasserbächen Babels saßen wir und weinten, wenn wir Sions gedachten" (Ps. 136). Daß es des Zweiten Vatikanischen Konzils bedurfte, um dem carmen gregorianum seine Vorzugsstellung zu nehmen, ist eine historische Tragik, die man hinnehmen muß. Das Gotteslob der Kirche wird als belanglos hingestellt und zugunsten menschlicher Bezüge abgewertet. Damit wird wohl die eigentliche Aufgabe der Kirche verkannt und wird auch die so betonte "Menschlichkeit" ihren letzten Sinn und ihre eigentliche Kraft verlieren. "Der Sabbat ist um des Menschen willen und nicht der Mensch um des Sabbat willen" (Mk. 2,27). Das ist allerdings ein merkwürdig doppelsinniges Wort und darf nicht vorschnell im Munde geführt werden. Will es denn nicht deutlich machen, daß der Sabbat für den Menschen "segnende Erfüllung" ist, ja sogar, daß der Mensch der Zweck des Sabbats ist, damit er Gotteslob und Liturgie feiern darf, weil er dessen bedarf! Es gibt geschichtliche Vorgänge, die ohne Zweifel vergehen können. Das könnte auch bei der christlichen Liturgie der Fall sein. Eines wird nicht abgelöst werden können, daß des Menschen Aufgabe nicht der Kult seiner selbst ist, sondern einzig und allein der Lobpreis Gottes, dem alles liturgische Tun der Kirche zugewandt ist. Die Vermenschlichung des Gottesdienstes der Kirche wird ihre Grenzen haben und an jenem Punkt aufweisen müssen, wo die Heimat der Christen ist.

## DOKUMENTE, BRIEFE, INFORMATIONEN

## Zur Kontroverse um die St.-Ignatius-Kirche in Essen

Von Albert Tinz

In der UVK 6/76, S. 411—416 (Weitere "Rhythmixmessen" in Essen) haben wir die Briefe von Herrn Wilhelm Allmang an die Essener Kirchenbehörde dokumentiert, in denen er vor allem die unglaublichen "Gottesdienste" in der St.-Ignatius-Kirche in Essen anprangert. Der skandalöse Unfug wird aber weiter betrieben, ohne daß der Bischof eingreift.

Wilhelm Allmang hat uns seinen "Offenen Brief" an den Bischof, datiert vom 1. 3. 77, zugeschickt, der inzwischen am 4. 3. 77 im "Essener Stadtanzeiger" erschienen ist. Die Sprache dieses Schreibens ist hart und "provozierend" im ursprünglichen Sinne des Wortes. Der Brief will den Bischof aus seiner Passivität "herausrufen" (= provocere), damit er endlich die Argernisse beseitigt.

#### Exzellenz!

In Ihrem diesjährigen Fastenhirtenbrief haben Sie sich gegen die fragwürdige Mode ausgesprochen, zuerst nach einem Thema zu suchen und danach eine Messe zu gestalten. Das eine und einzige Thema, die Feier von Tod und Auferstehung des Herrn, der in Wort und Sakrament inmitten seiner Gemeinde gegenwärtig sei, dürfe nicht vergessen und durch gesellschaftspolitische Themen verdeckt werden, weil damit das Geheimnis unseres Glaubens verraten würde. Und in Ihrem Brief an die Geistlichen Ihres Bistums ermahnen Sie die Priester, bei der Meßfeier jede Willkür auszuschließen. So weit, so gut.

Sie müssen sich jedoch fragen lassen: Was tun Sie eigentlich praktisch dafür, in Ihrem Verantwortungsbereich den kirchenrechtlichen und liturgischen Vorschriften Geltung zu verschaffen? Sie haben in der Kirche ein Hirten- und Wächteramt zu erfüllen und nicht nur schöne Worte zu Papier zu bringen.

Sie kennen mein Anliegen, das ich Ihnen seit Monaten immer wieder vorgetragen habe: Sie müssen endlich die skandalösen Rhythmixmessen des Herrn Pater Hengsbach SJ in der St.-Ignatius-Kirche verbieten. Wenn Sie das nicht tun, müssen Ihre Worte als Schall und Rauch erscheinen.

In den Rhythmixmessen wird genau dieser Verrat begangen, den Sie in dem vorerwähnten Zitat Ihres Fastenhirtenbriefes gekennzeichnet haben. Es ist schon schlimm, wenn ein Priester diesen Verrat begeht. Schlimmer jedoch ist, wenn Sie als Bischof durch Ihr Nichteingreifen diesen Verrat decken. Ich kann doch nicht immer wieder die liturgischen Willkürlichkeiten in den Rhythmixmessen beschreiben. Sie haben seinerzeit eine kleine Kommission eingesetzt, die die Rhythmixmessen nach einem vorzulegenden Laufplan zu genehmigen hat. Nun muß ich Ihnen lei-

der vorwerfen, daß Sie offensichtlich Böcke zu Gärtnern gemacht haben.

Die Rhythmixmesse am ersten Fastensonntag war wiederum ein Skandal. Vor dem Altar war ein Galgen aufgebaut, an dem acht lebensgroße Puppen mit der Schlinge um den Hals baumelten. Von den Mikrophonen am Altar sprachen dann acht Redner programmgemäß eingeübt oder ablesend gegen die Todesstrafe. Danach ging ich zum Mikrophon und protestierte gegen die Indoktrination der Gottesdienstteilnehmer. Ich erklärte, der Widerspruch müsse aufgelöst werden, daß Pater Hengsbach sich einerseits gegen die Todesstrafe ausspreche, andererseits sich für die Fristenlösung einsetze, die nach katholischer Auffassung Mord am ungeborenen und unschuldigen Menschen sei.

Hier ist nicht der Raum, Argumente für oder gegen die Todesstrafe zu erörtern. Hier ist geboten, Anklage gegen Sie zu erheben, daß Sie Ihrer Hirtenpflicht nicht nachkommen, daß Sie den linken Politideologen in der Kirche praktisch lange Leine lassen.

In der Essener Ausgabe der WAZ vom 23. 12. 76 wurde unwidersprochen Ihre Autorität in Anspruch genommen, daß Sie diese Rhythmixmessen "als liturgischen Modellversuch anerkannt" hätten: "Eine Kommission des Bistums ist für die begleitende Reflexion und Auswertung zuständig."

Lassen Sie sich bitte das Tonband dieser "Messe" vorspielen, um zu erkennen, für welche "begleitende Reflexion und Auswertung" Sie sich mißbrauchen lassen. Auch in dieser "Messe", die wieder ein Torso war, gab es kein vorgeschriebenes Schuld- und Glaubensbekenntnis. Statt des vorgeschriebenen Sonntagsevangeliums über die Versuchung Jesu durch den Teufel in der Wüste las Pater Hengsbach wieder ein zu seinem Thema passendes nach Matthäus: "Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist

Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch..." usw. Der ganze Meßtorso strotzte nur so von liturgischen Willkürlichkeiten. Hatte sich früher Pater Hengsbach immer geweigert, "unseren Bischof Franz" in sein Gebetsgedenken einzuschließen, so nannte er diesmal "unsere Bischöfe Franz und Wolfgang". Ihr Weihbischof Große wird sich dafür sicher einmal dankbar zeigen müssen. Wie kann Ihre Kommission solches genehmigen?

Sie werden unglaubwürdig, wenn Sie durch Ihre Kommission gestatten, solchen liturgischen Zirkus zu veranstalten. Es ist geradezu unerträglich, auf der einen Seite die altehrwürdige sogenannte tridentinische Messe unter strengstes Verbot zu stellen und auf der anderen Seite großzügig über liturgische Anarchie hinwegzusehen. So lassen Sie Ihre Autorität zerstören, indem Sie diese nicht wahrnehmen gegen die Zerstörer des Glaubens und der Kirche.

Die Vereinbarungen zwischen Ihnen und Herrn Pater Provinzial Gerhartz vom 28. Mai 1976, nach der skandalösen Rhythmixmesse gegen den Radikalenerlaß sind das Papier nicht wert, auf dem sie geschrieben wurden. Pater Hengsbach hält sich doch gar nicht an seine Erklärung vom 13. 5. 76, "den Gemeindegottesdienst nach den liturgischen Vorschriften zu feiern". Aber Sie haben die Aufsichtspflicht und tragen die Verantwortung dafür. - Und noch ein anderes Argernis in Ihrem Zuständigkeitsbereich wird nicht beseitigt: Ich meine die Karl-Liebknecht- und Rosa-Luxemburg-Verehrung in der Pax-Christi-Kirche, obwohl Sie von ihren CV-Bundesbrüdern darauf schon verschiedentlich angesprochen wurden. — Wie wollen Sie das alles verantworten?

> Wilhelm Allmang, Essen, Postreitweg 151

Allmang hat aufgrund seiner Publikationen in der UVK und auch seiner sonstigen Leserbriefe manche Zustimmung aus dem In- und Ausland erhalten. Ein Geistlicher, der uns wegen seiner ruhigen und besonnenen Art bekannt ist und dessen Worte deshalb um so schwerer wiegen, schrieb ihm am 10. März:

Sehr geehrter Herr Allmang!

Lassen Sie mich einmal sehr herzlich danken nicht nur für den offenen Brief an Bischof Hengsbach im Essener Stadtanzeiger von 4. 3. 77, sondern für so manches tapfere Eintreten gegen die liturgischen Willkürlichkeiten... Bravo für Ihren Einspruch in dem skandalösen "Gottesdienst"!...

Er spricht dann von seinen erfolglosen Bemühungen, solche Entartungserscheinungen abzustellen.

So geht es ja überall in der Kirche—bis nach Rom. Aber es ist gut, daß unsere wirklich Gläubigen dagegen vorgehen. Man kann von uns keinen Gehorsam verlangen, wenn man selbst als Bischof nicht streng gehorsam gegen Rom ist... Dennoch: steter Tropfen höhlt den Stein!... Ich wollte Ihnen meine Zustimmung nicht vorenthalten.

In aufrichtiger Verbundenheit mit ihnen im Kampf gegen den Verfall grüßt Sie herzlich

Ihr in Christo ergebener N. N.

Der "Offene Brief" löste im Essener Raum eine heftige Diskussion aus, in der Allmang von der Gegenseite massiv angegriffen wurde. So druckten am 12. 3. 77 die "Ruhrnachrichten", eine im Industriegebiet weit verbreitete Tageszeitung, die Stellungnahme des Superiors der Essener Jesuiten, R. Steinwede, zu den Vorgängen ab, in der sich der Satz findet: "Die Behauptung des Mannes (W. Allmang), Pater Friedhelm Hengsbach habe sich für die Fristen-

lösung ausgesprochen, ist eine schlichte Unwahrheit und erfüllt den strafrechtlichen Tathestand der Verleumdung oder wenigstens der üblen Nachrede."

Allmang hatte den "Ruhrnachrichten" in einem Leserbrief auf den Vorwurf von Pater Steinwede geantwortet. Die Zeitung hat aber die Diskussion für abgeschlossen erklärt und seine Gegendarstellung nicht gebracht.

In einer kurz danach veröffentlichten Kritik an den Äußerungen in der "Westdeutschen Allgemeinen Zeitung" von seiten des Ignatiushauses fehlt allerdings schon dieser schwere Vorwurf. Der am 15. 3. 1977 in der WAZ veröffentlichte Leserbrief des Superiors der Essener Jesuiten lautet vollständig (Überschrift: "Nur Schaden nach "Rhythmix"-Protest"):

In Ihrer Ausgabe vom 1. März 1977 haben Sie unter der Überschrift "Rhythmix" eine Meldung über einen Gottesdienst in St. Ignatius vom Sonntag, 27. Februar, gebracht. Ich habe die Vermutung, daß die von demselben Mann stammt, der den Inhalt schon am Sonntag bei dem genannten Gottesdienst lauthals verkündete und das wohl für das einzig Mitteilenswerte für die Offentlichkeit hält. Nach weiteren Vermutungen in der Gemeinde handelt es sich dabei um einen Herrn Allmang, der sonst Leserbriefe und vor allem Briefe an den Bischof von Essen über St. Ignatius mit Namen und Adresse

Er gehört zu einer Gruppe von Lefebvre-Anhängern oder -Sympathisanten, die unseren Bischöfen, mehreren Pfarrern und Ordensleuten, darunter auch P. Friedhelm Hengsbach und mir, durch ihre Querelen in verantwortungsloser Weise die Zeit weggenommen haben, von anderen Schäden mal abgesehen. Das Dumme ist, daß diese Leute glauben, "Gott einen Dienst zu erweisen". Sie sind also subjektiv besten

Gewissens, fühlen sich u. U. sogar als Märtyrer. Aber objektiv stiften sie eben den Schaden, den sie uns anhängen wollen.

Allen Versuchen, den Mann und Leute ähnlicher Gesinnung zu einem klärenden Gespräch zu bitten, widersetzen sie sich heroisch. Wie gerne würden wir endlich wieder arbeiten, ohne dauernd belästigt zu werden. St. Ignatius ist in den letzten Jahren nämlich wie ein Honigtopf für Wespen gewesen.

P. R. Steinwede SJ, Superior (auch von P. Friedhelm Hengsbach SJ), Ignatiushaus.

Dieser Leserbrief ist erstaunlich. Kein Wort der Distanzierung von den Vorgängen in der St.-Ignatius-Kirche, keine Andeutung, daß in Zukunft der "Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte" unterbunden wird. Statt dessen glaubt man, sich rechtfertigen zu können mit dem Hinweis, es handle sich bei den Gegnern dieser Rhythmixmessen um Lefebvre-Anhänger oder -Sympathisanten.

Ohne Zweisel sind alle Freunde von Lefebvre gegen solche Auswüchse, wie sie in St. Ignatius praktiziert werden. Die Behauptung des Superiors jedoch, die Gegner der Rhythmixmessen seien auch automatisch der Gruppe der Lefebvre-Anhänger zuzuordnen, ist eine Unterstellung. Aber selbst wenn sie zuträfe, würde sie den blasphemischen Charakter der Vorgänge in der Essener Jesuitenkirche nicht aufheben und den Superior nicht von der Pflicht entbinden, einzugreifen. Wenn er der Überzeugung ist, schon die Sympathie für Lefebvre sei so ruchlos, daß der bloße Hinweis "Lefebvre-Anhänger!" genüge, beim Kirchenvolk ein solches Entsetzen auszulösen, daß jedes logische Denken aufhört, dann müßte er alles tun, um zu verhindern, durch die weitere Zulassung der Rhythmixmessen dem Erzbischof potentielle Gefolgsleute zuzuführen. Seine Unterstellung läßt sich aber auch konkret widerlegen:

Wir haben in der UVK 3/76 einen im Essener Bistumsblatt "Ruhrwort" veröffentlichten Leserbrief von F. W. Frhr. Schilling von Canstatt nachgedruckt ("Politisierte Messe"), in dem er schreibt:

"Nach der Begrüßung zu Beginn der Messe erfolgte im Stil eines makabren Bühnenstücks vor dem Altar die Vernehmung eines arglosen DKP-Mitgliedes mit roter Mütze durch den Verfassungsschutz, musikalisch untermalt von Deutschlandlied, Horst-Wessel-Lied und "Heil dir im Siegerkranz"! Über 60 Gläubige verließen die Kirche, betrogen um ihren sonntäglichen Gottesdienst."

Er weist dann ferner auf die Geschmacklosigkeit des Paters hin, provokativ in sichtbarem rotem Hemd zu zelebrieren.

Pater Steinwede hat Schilling von Canstatt später in der Kirche von der Kanzel wegen seiner Veröffentlichungen unter Nennung seines Namens kritisiert. Nun hat sich Frhr, Schilling von Canstatt wiederholt kritisch über Lefebvre geäußert: Schon am 24. Juni 1975 schrieb er in der DT: "Wenn Rom gegen Ecône entschieden hat, werden wir das im Gehorsam akzeptieren müssen." Am 20. 10. 1976 äußerte er in der DT: "Man kann sich den Distanzierungen der deutschen Bischöfe von den radikalen Urteilen Erzbischof Lefebvres gegenüber Papst und Konzil nur anschließen. Lefebvre hat mit seinem Verhalten den Konservativen in der Kirche einen Bärendienst erwiesen."

Wilhelm Allmang allerdings dürfte, wie aus seinen Presseveröffentlichungen hervorgeht, mit Lefebvre zweifelsohne sympathisieren. Aber ist das nach all seinen Erfahrungen verwunderlich? Trotz der so oft betonten Aufwertung der Laien durch das Vatikanum II hat

man alle Verzweiflungsschreie Gläubigen über die Argernisse in der nachkonziliaren Kirche entweder überhört oder unter Verletzung der Wahrheit heruntergespielt, hat treue Katholiken verhöhnt und beschimpft, weil sie an dem festhalten, was die Kirche sie früher selbst gelehrt hat, und von dem sie erfahren hatten, daß das Handeln nach diesen Lehren der Weg der Wahrheit und des Lebens ist. Man mag zu Lefebvre stehen, wie man will: Er hat diese vergeblichen Proteste unübersehbar gemacht, und man darf durchaus hoffen, daß sein Auftreten im Endeffekt der Kirche zum Segen gereichen wird.

Was die Verweigerung eines "klärenden Gespräches", die Pater Steinwede bedauert, betrifft, so ist unseres Wissens Allmang zumindest in einem Falle nach einer solchen Rhythmixmesse, die hinterher gewöhnlich im Pfarrsaal Diskussionsgrundlage ist, aufgetreten. Er hält aber bei all seiner Diskussionsfreudigkeit Unterredungen in dem dortigen spezifischen Klima, das er uns schilderte - Pater Hengsbach ist umgeben von gleichgesinnten Jugendlichen — für sinnlos. (Bei Abfassung des Artikels ist Herr Allmang nicht erreichbar, da er sich im Urlaub befindet.) Allmang betrachtet sich auch gewiß nicht als einen Märtyrer. Wehleidige Sentimentalität liegt ihm absolut fern. Wenn Pater Steinwede sich selber wieder nach ruhiger Arbeit ohne Störungen sehnt, so braucht er nur seine Pflicht als Ordensoberer so zu erfüllen, wie es Allmang als katholischer Laie aufgrund seines Firmauftrages tut.

Nun einige Dokumente zu der Notiz in den "Ruhrnachrichten", Allmang habe Pater Hengsbach verleumdet mit der Feststellung, dieser habe sich für die "Fristenlösung" eingesetzt.

Schon am 7. Januar 1974 schrieb Willi Dillmann (4300 Essen-Margarethenhöhe, Helgolandring 112) an den Essener Bischof:

Hochwürdigster Herr Bischof!

In Ihrem jüngsten Hirtenwort bringen Sie Ihre Sorge über den Rückgang der Kirchenbesucher zum Ausdruck. Wenn ich mir ein offenes Wort erlauben darf, so stellt sich die Frage: "Wen wundert das?" Manche Predigten erwecken den Eindruck, daß den Kirchenbesuchern nicht Brot, sondern Steine gereicht werden.

Als Vater von 4 Kindern (8, 13, 17, 20 Jahre) muß ich immer wieder versuchen, "neue Glaubenserkenntnisse", die sie bei Predigten aufgeschnappt haben, durch die kirchliche Lehre richtigzustellen.

Selbst die "Soldaten Gottes", die Jesuiten, die doch einmal wegen ihrer absoluten Papsttreue und kirchlicher Gesinnung beim gläubigen Volk im höchsten Ansehen standen, tragen bisweilen zur Verunsicherung der Gläubigen bei. Die beigelegten Unterlagen erwecken den Anschein, daß es sich etwa bei den Predigten von Herrn Pater Friedhelm Hengsbach in St. Ignatius nicht um eine einmalige Entgleisung, sondern um eine systematische Glaubenszersetzung handelt.

Mir persönlich gegenüber bekannte sich Herr P. Hengsbach zur "Fristenlösung" (Vgl. auch "Mitteilungen Bund Neudeutschland" Mai/Juni 73 Nr. 3) mit der Bemerkung: "Draußen stürben ja auch Soldaten."

Meine Bitte geht dahin, auf die Oberen der Jesuiten einzuwirken, daß in St. Ignatius keine Predigten mehr gehalten werden, die im Gegensatz zur Lehre der Kirche und der Bischöfe stehen.

Mit der Bitte um Prüfung meines Anliegens verbleibe ich

5 Anlagen

Ihr ergebener Willi Dillmann Herr Dillmann hat dann auf seinen Brief die Bestätigung des Eingangs durch den bischöflichen Sekretär erhalten und die Zusicherung, daß Bischof Hengsbach mit Pater Hengsbach 1 sprechen wolle, doch bekam er dann keine weitere Nachricht mehr. Hätte sich bei dem Gespräch zwischen Bischof und Jesuitenpater herausgestellt, daß hier ein grobes Mißverständnis vorliegt, wäre unserer Meinung nach die kirchliche Behörde moralisch verpflichtet gewesen, Herrn Dillmann eine entsprechende Mitteilung zu machen.

Aus den im Brief erwähnten "Mitteilungen — Bund Neudeutschland, Männerring-Region Ruhr", Mai/Juni 73, Nr. 3, zitieren wir ohne Kürzung den dort wiedergegebenen Inhalt des Referates "Der Leerlauf einer Schreibtischmoral", das Pater Hengsbach SJ am 25. März 1973 beim ND-Besinnungstag in der Essener "Wolfsburg" gehalten hat.

Im ersten Teil des Referates versuchte Herr Pater Hengsbach der Frage nachzugehen, wie es zu einem Leerlauf der Katechismus- oder Schreibtischmoral kommen konnte, in der die Lebensregeln als "Du sollst ..." oder "Du sollst nicht ..." — Aussagen definiert waren und sind. Fünf Gründe ließen sich hier anführen:

1) Immer größer wird die Disparität zwischen gesellschaftlicher Wirklichkeit und kirchlicher Lehre, die (z. B. im Beichtspiegel) als verbindlich vorgelegt wird. Beispiele: Ehescheidung, vorehelicher Verkehr, Abtreibung.

Unsere heutige kirchliche Moral ist im wesentlichen nicht mehr zeitgemäß. Sie ist aus einer Gesellschaftssituation (Agrarstaat) heraus entstanden, die mit der heutigen Industriegesellschaft nicht

<sup>1</sup> Für unsere neuen Leser sei nochmals darauf hingewiesen, daß Bischof Hengsbach mehr konform ist. Damals konnte die Ehe verstanden werden als eine Zusammenlegung von Grund und Boden, der Nachwuchs war ein vor allem wirtschaftlicher und sozialer Faktor und nicht unbedingt das Produkt der Liebe zueinander. Die Ehe war eingebunden in eine bestehende, schützende Wirtschafts- und Dorfgemeinschaft und basierte nicht — wie heute — allein auf der Hoffnung des Miteinanderauskommens.

Dasselbe läßt sich für die Soziallehre der Kirche sagen: Das Privateigentum kann als Grundpfeiler der Soziallehre gelten, wenn sich Soziallehre und Wirtschaftsordnung decken. In einer Welt von Handwerkern und Bauern kann dieses System von Angebot und Nachfrage sogar sozial sein, da es auch dem Verbraucher nützt. Bis heute ist es der Kirche jedoch nicht gelungen, von ihrer Soziallehre her die Großindustrie und damit die Situation des Arbeitnehmers in den Griff zu bekommen.

- 2) Bevor Konstantin um 300 das Christentum für legal erklärte, waren die Christen das, was wir heute als Pazifisten bezeichnen. Mit der Übernahme der Macht kamen aber auch die Probleme: Wie läßt sich die Macht gerecht gebrauchen? Was ist ein gerechter Krieg, zumal wenn Angreifer und Verteidiger gar nicht so leicht zu unterscheiden sind?
- 3) Die Moral der Kirche wird nicht begründet, sondern dekreditiert. Sie scheint damit autoritär zu sein.
- 4) Die kirchliche Moral wimmelt von Leerformen, aus denen konkrete Handlungsformen nicht erkennbar sind: "Jedem das Seine" (Eine Übertragung in konkrete Situationen fehlt). Eventuell wird das Naturrecht als Form oder Begründung gesetzt, es fehlt jedoch die

und Pater Hengsbach nicht miteinander verwandt sind.

Definition: Was ist die Natur des Menschen, der Ehe, der Frau?

5) Die kirchliche Moral ist in sich erstarrt. Die zehn Gebote z. B. sind keine vom Menschen einmal festgelegten Normen, sondern Endpunkte einer Entwicklung und auf eine ganz bestimmte Gesellschaft zugeschnitten.

Aus all den oben genannten Gründen ergibt sich zwangsläufig ein Umschlag in eine Antimoral. Ein dritter Weg soll hier aufgezeigt werden. Sein Wesensmerkmal ist eine Absage an jedes Totalsystem. Statt allgemeiner Gebote werden Entscheidungsregeln für bestimmte Situationen gegeben, die schließlich zur sogenannten "Handsteuerung" führen. Der Weg zu dieser Handsteuerung erfolgt in vier Schritten:

#### a) Selbststeuerung

Der Mensch ist nicht Zahnrad, sondern Baumeister der Welt. Er ist Ebenbild Gottes und somit auch Schöpfer. Der Mensch gestaltet sich seine Moral in seinen moralischen Normen. Diese Fähigkeit, autonomer Gestalter seiner Moral zu sein, erhielt der Mensch von Gott. Der Mensch war sich dessen immer bewußt. Selbststeuerung ist kreative Steuerung und schließt das Wagnis zum Experiment mit ein. Dabei gibt es keine Selbststeuerung ohne Versagen.

#### b) Innensteuerung

Der Mensch ist Hörer des Wortes Gottes, Gott gehört zur Intimität des Menschen oder — wie Augustinus sagt —: Der Geist Gottes ist dem Menschen noch innerlicher, als er sich selbst ist.

Wenn Gott zum Menschen gehört, muß er sich dem Menschen bemerkbar machen. Er tut es durch die Offenbarung vom Inneren her, durch das Gewissen.

#### c) Alternativsteuerung

Es gibt, wie gesagt, keine allgemein gültigen Normen, sondern immer nur konkrete Entscheidungssituationen, in denen man sich z. B. fragen muß: Soll ich in dieser Situation die Wahrheit sagen oder verfälschen? Soll ich in dieser Situation lieber töten oder leben lassen? Ahnlich könnte die Fragestellung lauten, wenn es um die Wehrdienstverweigerung oder um die zweite Ehe nach der Scheidung geht.

Somit ist jede Moral eine Alternativmoral und verlangt daher Entscheidungen. Im Grunde hat die Kirche das schon immer gewußt, denn in den meisten Normsätzen heißt es: Du sollst nicht..., es sei denn...

#### d) Dialogsteuerung

Das Verhalten eines Menschen ist niemals nur auf sich selbst gerichtet, immer steht es in direkter Beziehung zum Mitmenschen. Das richtige Verhalten ergibt sich aus dem Dialog mit dem anderen. Präsenz des einen im Verhalten des anderen, das ist Dialogsteuerung.

In der lebhaften Diskussion zeigten sich die meisten Anwesenden erfreut über die stärkere Betonung der personalen Entscheidung einer für unsere Zeit nicht immer verständlichen Katechismusmoral gegenüber. Aber einige wiesen auch auf die Problematik einer nicht durch Normen gestützten Entscheidung hin. Dabei wurde auch die Situation um den § 218 in bezug auf Fristen- und Indikationslösung besprochen, wobei nach Herrn Pater Hengsbach auch ein Katholik sich nach sorgfältigem Abwägen für die Fristenlösung entscheiden könnte.

Die Gedanken des Referates decken sich mit den Ausführungen in den von Pater Hengsbach selbst abgezogenen "Predigtskizzen" zur Fastenzeit 1973 ("Auf Handsteuerung umschalten"). Unter der Zwischenüberschrift "Der Leerlauf einer Katechismusmoral" heißt es dort z. B.:

Ein Großteil der Katechismusmoral knüpft an gesellschaftliche Voraussetzungen an, die heute nicht mehr ohne weiteres gegeben sind. So rechnet z. B. die kirchenrechtlich umgemünzte Forderung absoluter Unauflöslichkeit der Ehe mit einer Gesellschaft, die — unabhängig von personaler Zuneigung der Ehepartner — durch wirtchaftliche und politische Sanktionen stabilisiert ist; die Lehre vom gerechten Krieg rechnet mit der Möglichkeit, in einem kontrollierbaren Konflikt Verteidiger und Angreifer säuberlich auseinanderzuhalten.

Die Katechismusmoral wird überwiegend als autoritär empfunden: ihre Vorschriften werden nicht begründet, sondern deklamiert; statt auf Argumente wird auf Dokumente verwiesen. Außerdem scheint sie übermäßig in rechtliche Kategorien gepreßt und an den Bedürfnissen der Beichtpraxis ausgerichtet...

Die Katechismusmoral erscheint dogmatisch erstarrt, insofern sie bestimmte Vorschriften als zeitlos gültig vorlegt, die selbst wieder — wie beispielsweise die Zehn Gebote — Niederschlag geschichtlicher Erfahrungen gläubiger Menschen in ihrem Umgang mit Gott sind.

Weiter heißt es unter dem Titel "Auf der Suche nach christlichen Entscheidungsregeln":

Der Mensch ist nicht nur Schöpfer seiner Umwelt, sondern auch seiner Moral. Denn Gott hat dem Menschen nicht ein fertiges Moralsystem übergestülpt, sondern ihm die Fähigkeit gegeben, sich die seiner geschichtlichen Situation entsprechende Moral zu schaffen ... Es gilt also abzuwägen, ob z. B. der Wirtschaftsprozeß besser durch freie Konkurrenz als durch politische Intervention gesteuert wird, ob die Institution des Privateigentums eher einer ausgewogenen Güterverteilung dient als das Kollektiveigentum, ob eine Strategie der Entspannung oder der Abschreckung, ob Wehrdienst oder Verweigerung die besseren Instrumente sind, den Frieden zu sichern, ob das Eingehen einer neuen Ehe für Ehepartner und Kinder dem Festhalten an einer

hoffnungslos zerstrittenen und als gescheitert anzusehenden Ehe vorzuziehen ist, ob das Modell der Fristenlösung eher als das der Indikationslösung geeignet ist, ungeborenes Leben oder das Leben der Mütter wirksamer als bisher zu schützen, ob die Sexualität auf materiellen Erwerb oder auf Selbstbestätigung oder auf personale Partnerschaft zu orientieren ist, ob eher dieser als jener Grad an Intimität einer bestimmten Phase des liebenden Aufeinanderzugehens zweier Menschen entspricht...

Die Predigtskizzen schließen mit dem Satz:

Die von der Gesellschaft auf Grund vorangegangener und überwiegend anerkannter Erfahrungen formulierten und dem einzelnen angebotenen Leitsätze stehen diesem allerdings nur als Orientierungshilfe zur Verfügung; absolute Verbindlichkeit können sie aus sich heraus nicht beanspruchen.

#### Friedhelm Hengsbach SJ<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Diese Fußnote steht wegen ihrer Länge am Schluß des Artikels.

Herr Allmang hat noch weitere Zeugen und Belege für seine Vorwürfe gegen Pater Hengsbach. — Über den eigentlichen Kontroverspunkt hinaus wurden die soziologischen Visionen von Pater Hengsbach umfassend zitiert, da sich aus ihnen seine unchristlichen Einzelthesen erklären. Er hat mit geradezu missionarischem Eifer seine Ideologie zu verbreiten versucht; und der Jesuitenorden hat ihm für die Zukunft eine noch wirksamere Plattform für seine destruktive Arbeit verschafft: Dr. Friedhelm Hengsbach wird am Sonntag, dem 27. März, seine letzte Rhythmixmesse in der Essener St.-Ignatius-Kirche halten, da er nach Frankfurt geht, um an der dortigen Philosophisch-Theologischen Hochschule der Jesuiten einen Lehrauftrag zu übernehmen.

Wir haben den "Fall Essen" ausführlich behandelt. Die Gerechtigkeit verlangt, darauf hinzuweisen, daß es sich bier keineswegs um einen Einzelfall handelt, gegen den die verantwortlichen Oberen nicht einschreiten. In unserem Archiv haben wir Berichte und Briefe von Gläubigen, die sich ebenfalls vergeblich an den zuständigen Bischof gewandt haben, liturgische Mißstände abzuschaffen. Leider tragen sie gewöhnlich den Vermerk "vertraulich". Wir können sie also nur für eine spätere Geschichtsschreibung deponieren.

In Essen haben Katholiken ohne Rücksicht auf die damit verbundenen seelischen Belastungen die offene Auseinandersetzung aufgenommen, und wir konnten sie daher detailliert dokumentieren. — Die dortige Szene ist für einen großen Teil der katholischen Kirche typisch.

Zum Schluß geben wir dem P. Kenneth Baker S.J. das Wort. Seine Ausführungen sind erschienen in der schon oben erwähnten Zeitschrift "Theologisches" 3/77 unter der Überschrift "Der Autoritätsschwund in der katholischen Kirche" (Aus: Homiletic & Pastoral Review, Januar 1977, S. 80, übersetzt von Dr. Kurt Josten.)

In der katholischen Kirche herrscht augenblicklich ein ernsthafter Krankheitszustand. Ungehorsam, Uneinigkeit, Modernismus und eine Vielzahl von

Häresien blühen. In der Vergangenheit hätte man mit Recht erwartet, daß die kirchlichen Vorgesetzten einschreiten und Abhilfe schaffen würden; sie würden es auch getan haben. Aber heute haben wir das einfach unglaubliche Phänomen, daß Dissidenten und Häretiker aller Arten ganz offen innerhalb der Kirche ihr Wesen treiben, und daß gemeinhin kein Provinzial, kein Bischof, Bischofskonferenz gegen Schritte unternimmt. Die Autorität gibt es zwar gewiß in der Katholischen Kirche, und sie wird auch sozusagen von allen anerkannt. Das Problem liegt vielmehr darin, daß die Ausübung der Autorität stillgelegt zu sein scheint. Dr. Molnar drückt es sehr treffend aus: "Wenn eine Autorität beansprucht, aber nicht ausgeübt wird, so ist das das typische Symptom der Krankheit, die eine Gruppe, eine Gesellschaft oder einen Staat unausweichlich vergehen läßt, weil Zögern und Lethargie an der Spitze schnell auch auf den untergeordneten Stufen wahrgenommen werden; dann ergibt sich gegenseitiges Mißtrauen unter den offiziellen Trägern der Autorität; niemand wagt es noch, die nur mit halbem Herzen erlassenen Befehle auszuführen; diejenigen, welche Entscheidungen treffen müssen, beginnen Direktiven von der Autorität der ,illegalen Regierung' zu erwarten." (Dr. T. Molnar, Authority and Its Enemies, Arlington House, 1976, S. 18)....

<sup>2</sup> Pater Hengsbach steht mit seiner Anschauung, alle ethischen Inhalte seien geschichtlich wandelbar, nicht allein. Wir zitieren zu dieser Frage den Anfang des Aufsatzes von Prof. DDDr. Gustav Ermecke "Moral und Moraltheologie in der Entscheidung - Eine neue Moral für die Kirche?" Er ist der Zeitschrift "Theologisches" (März 1977) entnommen, die von Pfarrer Wilhelm Schamoni herausgegeben wird und der "Offerten-Zeitung für die katholische Geistlichkeit Deutschlands" beiliegt. (Wir empfehlen diese wertvolle Zeitschrift, die für nur 8,50 DM zwölfmal im Jahr geliefert wird; Bestellung beim Verlag Josef Kral, 8423 Abensberg/Ndb.)

Schon seit langem bahnt sich an, was heute immer offener zutage tritt: die Tendenz, die überlieferte christlich-philosophische Ethik und die im Glauben auf der Lehre der Kirche aufbauende Moraltheologie in eine "neue Moral" in der Theorie und noch mehr in der Praxis umzufunktionieren. Die überlieferte Moraltheologie - die christlich-philosophische Ethik ist darin eingeschlossen, "aufgehoben"; wir können uns daher hier auf jene beschränken - vereinte die formale Seite der Sittlichkeit: ihren absoluten in Gott gründenden Forderungscharakter und deren materiale (oder inhaltsiche) Seite: ihre Bindung an die dem Menschen vorgegebenen und zur Verantwortung vor Gott aufgegebenen, durch Glaube und Vernunft erkennbaren inhaltlich geprägten Lebensbereiche oder Lebenswerte oder Lebensziele. Die jüngste Tendenz geht vor allem dahin, überwiegend nur noch die formale Seite anzuerkennen und alle weltethischen inhaltlichen Aussagen aus ihrer absoluten Relation zu Gott herauszulösen und allein dem geschichtlichen Wandel im Großen und der jeweiligen Existenzlage des Individuums und der Gruppe im Kleinen mit ihren Wandelbarkeiten und Relativitäten auszuliefern.

Einige sagen es erst noch mit "vorgehaltener Hand", weil sie sich des revolutionären Charakters einer solchen Tendenz wohl bewußt sind; andere sprechen es offen aus: "Die Normen der Moral kommen nicht unmittelbar von Gott. Die Offenbarung stellt den Menschen als den vor, der die Welt ordnen und beherrschen muß. Der Mensch ist moralisch autonom, und die Verantwortung, die mit dieser Autonomie in Zusammenhang steht, ist das Herz des göttlichen Gesetzes. Es sind nicht Gesetze, die den

Menschen bestimmen. Selbst die biologischen und psychologischen Strukturen sind der Macht unterworfen, die Kultur zu schaffen, die er besitzt. Man soll keine absoluten Werte aufstellen. Der einzige absolute Wert ist die Liebe. Die Kirche muß ununterbrochen Selbstkritik üben und den Beobachtungen Rechnung tragen, die von draußen kommen, um imstande zu sein, ihre Berufung zu erfüllen." So hieß es wohl im Zusammenhang mit dem jüngsten holländischen Pastoralkonzil!

Was aber bedeutet das für die bisherige in der kirchlichen Lehre begründete Moral (als Leben) und die Moraltheologie (als Theologie, das heißt kirchliche (!) Glaubenswissenschaft)? Es bedeutet kurz gesagt: eine völlige Umkrempelung oder Revolution der kirchlich-christozentrischen, heilsgeschichtlichen Verantwortung tragenden Seins- und Lebensmoral durch eine anthropozentrische und säkularistische Aktionsmoral. Es bedeutet die Entthronung der Theonomie und Christonomie aufgrund geschöpflicher und erlöserischer Theomorphie, die erhoben ist in die Christomorphie, durch eine autonomistische Kulturanthropologie und -soziologie. Es bedeutet die Leugnung eines geof-fenbarten inhaltlich bestimmten göttlichen Gesetzes im AT und seine (nicht Aufhebung! sondern) "Erfüllung" in der ntl. lex Christi, die das kirchliche Lehramt für alle im Auftrage Christi verkündet. Es bedeutet eine Leugnung, daß der Mensch sittlichen, nicht bloß anderen Gesetzen (= notwendig zu beachtenden gültigen formulierten Zusammenhängen) unterworfen ist. Es enthält eine Anerkennung der für den Menschen völlig freien, weil von ihm machbaren Selbst- und Weltmanipulation. Es bedeutet einen "Umsturz der Werte", indem alle (wenigstens innerweltlichen) inhaltlich absolut verbindlichen Werte geleugnet werden und ihnen nur noch auf den Menschen und sein Kulturschaffen in historisch sich wandelnden Augenblicken und Zeitlagen hin relativer Wert zuerkannt wird. Fragen wir nach den Wurzeln dieses Umbruchs, der wesentlich in der Leugnung auch inhaltlich absoluter von Gott in der Schöpfungs- und Erlösungsordnung festgelegter und für alle verbindlich vor- und aufgegebener Normen und Werte besteht, so müssen wir sie geistesgeschichtlich begründet sehen im Neonominalismus, Neomodernismus, Existenzialismus, historischen Positivismus und Materialismus....

# Pater Mario von Galli in einer Diskussionsrunde von "Playboy"

Pater Mario von Galli ist den meisten ein Begriff. Kaum einer hat das Konzil so bejubelt wie er (Vgl. sein weitverbreitetes Buch "Das Konzil und seine Folgen"). Die Zeitschrift "Playboy" gehört zu einer Gattung von Illustrierten. die wir nicht näher charakterisieren möchten. In der Dezembernummer 1976 ist unter dem Titel "Wem gehört Gott?" ein Streitgespräch zwischen einer Mohammedanerin (Maryam Aurig), einem Juden (Ernst Ludwig Ehrlich), dem Jesuitenpater Mario von Galli und dem ehemaligen katholischen Priester Adolf Holl wiedergegeben. Wir zitieren daraus nur eine kurze Passage. Mario von Galli wird immer noch von katholischen Institutionen zu Vorträgen und Predigten herangezogen — so kürzlich im Raum Aachen und Ende März 1977 in Düsseldorf aus Anlaß des Bußgangs der Männer.

Playboy: Aber Jesus bleibt für die Christen Gottes Sohn. Der Muslim sagt: Es ist Gott nicht möglich, einen Sohn zu haben.

Ehrlich: Da gehören Judentum und Islam zusammen. Beide machen dem Christentum den Vorwurf, daß es in der Vergöttlichung des Menschen Jesus den Monotheismus der Bibel in einer Weise verwässert hat, daß es für uns schlechthin nicht mehr nachvollziehbar ist.

Playboy: Ihre Meinung, Pater von Galli?

Galli: Uns geht es um eine Innigkeit der Verbindung des Menschen Jesus, der er ohne Zweifel war, mit Gott, die einzigartig ist.

Ehrlich: Das Wort "einzigartig" würde ich auch schon nicht gelten lassen. Aber ich würde sagen, daß Jesus meinte, zu Gott in einer besonderen Beziehung zu stehen.

Galli: Er nannte Gott Vater. Er redete auch von unserem Vater, von eurem Vater. Ob das Wort "Vater", wie es jetzt in den Evangelien steht, immer getrennt mein oder euer Vater hieß, ob das schon ganz von Anfang an so war, darüber streiten sich viele. Unser Vater ist jedenfalls auch eine im Jüdischen vorkommende Formulierung.

Ehrlich: Die Geschichte zeigt — an diesem Mann Jesus muß etwas drangewesen sein, sonst hätte das Phänomen Christentum nicht entstehen können. Aus einem Durchschnittsmenschen, aus einem, der nicht entscheidende Anstöße für eine Reihe von Menschen gegeben hat, hätte doch nichts kommen können.

Holl: Deshalb muß er aber noch lange nicht Gott sein!

Galli: Jesus selbst hat sich, soweit wir wissen, nie als Gottes Sohn bezeichnet. Nicht einmal eindeutig als Messias. Alle historische Gottes-Forschung besagt, das Reich Gottes sei mit ihm da. In seiner Person. Was heißt Reich Gottes? Doch wohl: Gottes Wille setzt sich durch, die Herrschaft Gottes setzt sich durch.

#### Gottesdienst in St. Gallen

Von Wilhelm Allmang

Samstag, 2. Oktober 1976, 18.30 Uhr, besuchte ich in St. Gallen die Johanneskirche. Die Vorabendmesse war als "Eucharistiefeier für Jugendliche und Erwachsene" im Pfarrblatt St. Gallen angekündigt. Zelebrant war Pfarrer Josef Osterwalder, der auch verantwortlich für das Pfarrblatt St. Gallen zeichnet. - Beim Eintritt in die Kirche suchte ich vergeblich nach dem Weihwasserbecken. Es gab keins. Der Altartisch war nicht größer als ein normaler Küchentisch. Darauf befanden sich drei Bastkörbchen mit Hostien, zwei Karaffen mit Wasser und Wein, ein größeres Weinglas, das als Kelch diente, und eine Kerze im Leuchter. Der Priester erschien ohne Meßgewand. Er trug eine Art Sackkleid aus Grobleinen in weißgrauer Farbe. Das Sackkleid hatte einen großen Halsausschnitt, aus dem sein farbiges Sporthemd mit Krawatte sichtbar war. Kniebänke gibt es in der Kirche nicht. Die Stühle waren im Halbkreis um den Altartisch gestellt. Der Altartisch stand nicht erhöht, sondern auf einer Ebene mit den Stuhlreihen. - Zu Anfang erklärte Pfarrer Osterwalder, daß ein Franziskus-Gottesdienst stattfinde aus Anlaß des 750. Todestages des hl. Franziskus. Zunächst sollten alle Anwesenden einmal vorher den verteilten Text über den hl. Franziskus lesen. Dann wurde wechselweise von etwa fünf Jugendlichen Texte über Franziskus verlesen mit Einlagen durch Blockflötenspieler.

In der sogenannten Eucharistiefeier gab es kein Schuldbekenntnis, kein Glaubensbekenntnis, kein Kyrie, kein Gloria, keine Lesung des Sonntags und nicht das vorgeschriebene Sonntagsevangelium. Es fehlten auch die Meßdiener. Zur Austeilung der Kommunion gab der Priester ein Bastkörbchen mit Hostien zur linken und eines zur rechten Seite der sitzenden Teilnehmer. Die Körbchen wurden wie hierzulande die Kollektenteller weitergereicht zur Selbstbedienung. Währenddessen brachte der Priester das dritte Bastkörbchen die Treppe hinauf zur Empore. Dem Sakrileg war damit der Weg geöffnet. Ich hätte mir, in der letzten Reihe sitzend, eine Handvoll Hostien in die Tasche stecken können.

Während der ganzen "Messe" machte der Priester kein Kreuzzeichen, keine Kniebeuge, keinen Altarkuß. In keiner Weise entsprach die "Messe" dem neuen Ordo, der ab 7. März 1976 auch in der Schweiz verpflichtend sein sollte. Lauter Willkürlichkeiten von A-Z. Nach dem Proklamandum zum Schluß des Gottesdienstes war das einzige Kreuzzeichen zur Entlassung in der Segensformel, von der Seite des Altartisches aus. Danach ging der Pfarrer nicht etwa in die Sakristei zum Nachgebet, sondern trat an die Seite zur Unterhaltung mit einigen Gesprächspartnern, wie in einem Versammlungslokal.

Es paßt wohl ins Bild, wenn ich anmerke, daß am gleichen Tage im St. Galler Tageblatt Pfarrer Osterwalder einen langen Artikel gegen Erzbischof Lefebvre veröffentlichte. Wie er es früher auch schon tat.

#### Die rote Eva und der alte Adam

Von Johannes Stöhr

Trotz der vielen Proteste der Gläubigen und der ablehnenden Stellungnahme einiger Bischöfe wird das Pop-Musical "Ave Eva" weiterhin aufgeführt. Kürzlich in dem alt-ehrwürdigen Wallfahrtsort Kevelaer — dort allerdings wenigstens im Saal. Wir wurden wiederholt um Material für Diskussionen um dieses Musical gebeten. Daher noch einmal der folgende Beitrag und die Veröffentlichung der Kontroverse um ein anderes Musical der beiden Autoren im darauffolgenden Artikel.

Die Ausführungen von Prof. Dr. Johannes Stöhr, Professor für katholische Dogmatik an der Gesamthochschule Bamberg, sind entnommen der Zeitschrift "Vox Fidei — Stimme des Glaubens", Jahrg. 3, Heft 18, Sept. 1976, S. 21/22.

Es ist eines der größten Probleme: Wie kann der Glaube heute anziehender gemacht werden? Manche wollen die alten Wahrheiten behandeln wie alte Damen, die wieder jung und attraktiv gemacht werden sollen: Man färbt die Haare, tüncht das Gesicht. massiert die Runzeln, zieht ein neues Kleid über nach der jüngsten Tagesmode, schüttet Parfüm über das Ganze - und meint so, den Charme der Jugend wiedergeben zu können. Altere Damen mit Würde würden sich so eine Behandlung verbitten. Aber natürlich sind die Glaubenswahrheiten keine alten Damen und auch keine jungen Mädchen, die noch ihren Standort im Leben suchen. "Kosmetische" Theologie und bloßer kerygmatischer Neologismus ist also ein Irrweg. Wenn wir die Wahrheit annehmen, dann nicht, weil sie jung

aufgetakelt oder altgewohnt ist, sondern weil sie wahr ist.

Geht es jedoch dem Pop-Musical "Ave Eva" überhaupt um Glaubenswahrheiten? Nicht vielmehr um die Ideologie der Protestsongs und der Antibürgerlichkeit? Um radikale Sozialkritik und innerweltliche Heilserwartung? Um die Phantasiegestalt einer emanzipierten roten Eva, statt um Maria? Um Provokation und Vulgärsprache als Selbstzweck? Abgesehen von den offensichtlich groben Geschmacklosigkeiten ist auch dogmatisch keineswegs alles in Ordnung (Vgl.: "Jesus zur kirche: meine sache ist nicht deine." "aus luft, aus wind, aus geist wurde fleisch ... gott schwängert die luft"). Nicht einmal eine Oper wäre eine Kunstform, die in eine Kirche paßt; erst recht nicht eine Operette oder ein Musical. Will man Offenbarungsaussagen in die Kategorie Musical mit Pop, Tanz und Banalsprache hineinpressen, so führt das zu Verfremdung und Entsakralisierung. (Dem Komponisten P. Janssens sollen übrigens jegliche kirchenmusikalische Ausbildung und Praxis fehlen.)

Bereits vier westdeutsche Bischöfe haben das Musical öffentlich verurteilt; der Nuntius sieht in der Aufführung in der Kirche einen Skandal; auch mehrere Bamberger Theologieprofessoren lehnen es ab. Doch gewisse Nürnberger Jesuiten haben trotz der trüben Münchener Erfahrungen immer noch nichts gelernt. Würden sie sich von einem halben Dutzend Fachleuten ihres eigenen Ordens eines Besseren belehren lassen? Sie versteifen sich auf Pseudologik:

1. Das Musical spricht doch den "modernen Menschen" an!? — Setzen wir einmal voraus, es wäre so - spontane Sühneandachten und zahlreiche Leserbriefe weisen auch auf das Gegenteil hin -, dann bleibt doch die Frage, aus welchen Schichten des "modernen Menschen" hier das Echo kommt. Vielleicht aus Neugier, Sensationslust, Rechthaberei, Oppositionsgeist, Fetenfimmel, bzw. aus dem alten Adam? Wie sagte doch der große Dichter zum Bestsellerautor, der ihn wegen der kleinen Auflage seiner Werke verspottete? "Das ist wie bei Eicheln und Ananas. Jährlich werden wesentlich mehr Eicheln produziert als Ananas - worauf es aber ankommt: Wer ist es, der sie frißt?!" Ankommenwollen um jeden Preis ist nicht christlich.

2. Aber die Absicht der Verfasser ist doch so ehrlich, edel, christlich und fortschrittlich! — Was für eine Logik! Beurteilt man etwa einen Autokonstrukteur, Brückenbauer oder Arzneimittelhersteller bloß nach seinem guten Willen — und versucht sich nicht vor allem zu vergewissern, daß seine Produkte auch wirklich gelungen sind und keine Gefahr bedeuten? Mag auch vieles daran einwandfrei sein, hier gilt der

Grundsatz: bonum ex intega causa, malum ex quocumque defectu! Damit etwas gut ist, müssen alle Teile in Ordnung sein; wenn auch nur ein Teil defekt ist, dann ist das Ganze vom Übel und abzulehnen. Außerdem heiligt der gute Zweck nie das schlechte Mittel (nach guter Jesuitenlehre). Im übrigen ist der ahistorische und bibelferne Charakter des Musical offensichtlich. Warum verwendet man dafür unkritisch immer wieder so billige Klischees wie "fortschrittlich"? Schließlich waren auch die Schweine von Gerasa fortschrittlich— sie rasten sogar — aber wohin?

Die Verteufelung der Gegner des Musicals als reaktionär, antimodern, "anonyme Gruppe, die sich gegen Papst Paul wendet" (so gerade von erklärten Gegnern der päpstlichen Ehelehre!) usw. erweist nur das Fehlen sachlicher Argumente. Die Verleumdungen haben 1000 Beter in München und 300 in Bamberg nicht daran gehindert, nächtliche Stunden im Sühnegebet auszuharren. Neuerdings hat man Kpl. W. Schallinger den Mund verboten. Wird man das auch bei Professoren tun?

### Diskussion um Pop-Musical in der Kirche

In der Laggenbecker Kirche "St. Magdalena" war im Mai vergangenen Jahres das Musical "Circus Mensch" (Text von Wilhelm Wilms, Musik von Peter Janssens) zur Aufführung gekommen. Die Ibbenbürener Volkszeitung brachte am 14. 5. 1976 eine im Ganzen positive Besprechung. Aus der sich anschließenden Diskussion bringen wir zwei Leserstimmen (IBV vom 2. 6. 1976).

Brigitte Greif (Ibbenbüren) wendet sich gegen einen gemeinsamen Leserbrief der Jugendlichen der Gemeinde (vom 27. 5. 1976), die den vorher erhobenen Vorwurf entkräften wollten, daß die Pfarrkirche für ein Pop-Musical sozialkritischen Inhalts mißbraucht worden sei. Den ersten Punkt ihrer Erwiderung, der sich mit der Finanzierung des Unternehmens befaßt, sparen wir aus. Sie schreibt:

... Zweitens kam man auf das Ziel der Aufführung zu sprechen, nämlich "Bewußtseinsbildung zu betreiben". Dies viel benutzte modische Schlagwort kann leicht zur Floskel werden, denn was nützt den armen Unterprivilegierten der Dritten Welt alle Bewußtseinsbildung in Laggenbeck, wenn (wörtlich) "die finanzielle Unterstützung ausschließlich aus dem Überschuß der Eintrittsgelder und aus dem Erlös des Kaffeeverkaufs resultiert". Das klingt nach Brosamen, die vom Tisch des satten Bürgers fallen, der sich zwei Stunden unterhalten ließ. (Nebenbei bemerkt fielen gar keine, denn das Ganze mußte mit 100 DM bezuschußt werden, - wie Pfarrer Elvenholl in den Samstag- und Sonntaggottesdiensten selbst verkünde-

Drittens wurde als Begründung für die Aufführung in der Kirche (statt im Festzelt) der starke Regen angegeben. Wie man den allerdings mit Sicherheit schon 14 Tage voraussah, als noch Bilderbuchwetter vorherrschte, wird wohl immer ein ungelöstes Rätsel bleiben. Bereits 14 Tage vorher war an den Plakaten, die ich selbst sah, die Aufführung in der Pfarrkirche Laggenbeck angekündigt...

Viertens klagte man mit den Worten des Pfarrers: "Wenn der geschundene Mensch mit seinen Problemen nicht in die Kirche kommen dürfe, wo soll er denn dann hingehen und wer solle dann noch in die Kirche kommen!" (Wörtliches Zitat.)

Sollte man in Laggenbeck schon vergessen haben, daß die Kirche in erster Linie ein Haus zur Anbetung Gottes ist, zum Lobsingen und Preisen seines Namens und zum Danksagen ... Heute sollte man wieder mal in dieser Richtung bewußtseinsbildend wirken ...

Natürlich kann jeder Mensch immer auch mit seinen Anliegen in die Kirche kommen, um sie dem Herrn vorzutragen im persönlichen Gespräch und Gebet. Doch Gott ist kein Lückenbüßer, und Kirchen sind nicht nur für geschundene Menschen da. Wo wären denn die in Laggenbeck, die "Geschundenen"? Mehr oder weniger lautstarke Akteure waren da, die jeder mit 275 DM abrauschten. Hat irgendjemand wenigstens ein Gebet gesprochen in der Kirche, für den "geschundenen Nächsten" mit seinen "existentiellen Problemen"? Nein? Dann hat man diesen Armsten also auch noch die so wertvolle geistliche Hilfe des Gebetes versagt.

Und allein darum geht's doch, nicht ums Lamento oder Spektakel und nicht bloß um faktische Konsequenzen daraus. Sonst träfe auch hier die Beobachtung zu, daß der Mensch allgemein sich gern mit Zweitrangigem beschäftigt (hier meine ich die Bewußtseinsbildung) und so dem Anspruch des Erstrangigen enthoben zu sein glaubt. In wie vielen Predigten, Zeitungsartikeln, Misereor-, Adveniat- und Brot-für-die-Welt-Aktionen werden diese Dinge ohnehin allen Menschen immer wieder neu ins Bewußtsein gerufen. In Laggenbeck ganz gewiß auch.

Zum Schluß möchte ich noch einmal in Erinnerung bringen, daß es beiden Leserbriefschreibern nicht um den Inhalt des Pop-Musicals zu tun war, sondern lediglich um dessen unerlaubte Aufführung im sakralen Raum...

Brigitte Greif, Ibbenbüren

Ergänzend schreibt Elisabeth Geesmann in ihrem Leserbrief:

Offenbar ist der Schreiberin des Leserbriefes vom 27. 5., wie auch der Laggenbecker Jugend, nicht bekannt, was unter einem sakralen Raum verstanden wird. So erscheint es notwendig, zunächst einmal Begriffe zu klären. Was macht eine Kirche zur Kirche?

Der ... Philosoph Prof. Dr. Josef Pieper hat schon vor Jahren auf einer Tagung in Münster auf die Frage: Was heißt es, die Kirche einen "sakralen Raum" zu nennen? die Antwort gegeben (Rheinischer Merkur Nr. 25/70):

"Es bedeutet zunächst, daß sie (die Kirche) durch einen eigenen konsekratorischen Akt aus dem Bereich des durchschnittlichen, normalerweise durch Arbeit, Lebenserwerb, Existenzsicherung, durch Nutzung und Gebrauch, überhaupt durch tätige Realisierung von Zwecken charakterisierten Lebens herausgenommen sei. Man könnte auch

sagen: herausgenommen aus dem Bereich des 'Profanen' (...). Das Profane ist weder das ,Teufelsreich' noch das Nichtige' oder die Welt-Macht'; es ist einfach die vor der Tür des Heiligtums liegende Welt von Markt, Sportplatz, Kino, die natürlich zur gottgeschaffenen, freilich auch dem Menschen anheimgegebenen Wirklichkeit gehört. Die Tempelreinigung durch Jesus ist kein antikapitalistischer Akt; sie hat nichts zu tun mit einer Verteufelung des Geldes. Gegen den Umtausch der Währungen hat Jesus genausowenig einzuwenden wie gegen das Verkaufen von Tauben. Er sagt nur: Dies ist das Haus meines Vaters und kein Handelsmarkt!

Darauf allerdings besteht er mit äußerster Strenge; er duldet nicht einmal, wie es bei Markus (11, 16) heißt, daß die Geräte durch den Tempelhof getragen werden. Und natürlich hat kein Mensch etwas gegen jemanden, der "Wurst ißt" (in unserm Fall Kaffee trinkt). Aber ihm hat beim kultischen Herrenmahl schon Paulus (1. Kor. 11, 22) zugerufen: "Habt ihr denn nicht eure Häuser, wo ihr essen und trinken könnt" — was die große Theologie so verstanden hat, daß im Hause Gottes, das für ein heiliges Tun da ist, das gewöhnliche Tun ungehörig sei.

Das Herausgenommensein des geweihten Bezirks bedeutet also überdies, daß zu jenem Bereich des praktischen Alltags hin ausdrücklich eine Begrenzung gesetzt ist, innerhalb derer andere Verhaltensformen gelten als "draußen"."

Soweit der Philosoph Prof. Dr. Josef Pieper. Seinen Worten ist nichts mehr hinzuzufügen.

Elisabeth Geesmann, Ibbenbüren

## Die Ausmerzung der Seele in den Gebeten für die Verstorbenen

Von P. Athanasius Kröger OSB

Der folgende Aufsatz ist mit freundlicher Genehmigung des Verfassers dem "Beda-Brief" vom 15. 2. 1977 entnommen. Er ist eine Bestätigung und Ergänzung des Aufsatzes "Seelenmesse ohne Seele" von Prof. Dr. Paul Hacker in der UVK 4/1975, S. 221—224.

Nachdem Dr. Feuling über "Tod, Begräbnis und die Totengottesdienste" geschrieben hat, muß man doch in einer Ergänzung auf die dogmatisch am schwersten wiegende Änderung hinweisen, nämlich auf die Tilgung der "Seele" in sämtlichen Gebeten für die Verstorbenen.

Einige Theologen haben sich bereits geäußert. Hier soll die jüngste Entwicklung dieser Neuartigkeit genau belegt werden.

Im früheren Missale Romanum kommt die "Seele der Verstorbenen", für die man betet, 64mal vor. Dies kann man im letzten vorkonziliaren Schott nachkontrollieren (vollständige deutschlateinische Ausgabe 1960). Selbstverständlich kann man auch so für einen Verstorbenen beten, ohne daß man seine Seele erwähnt. Aber darum geht es jetzt nicht.

Nach dem Konzil ist zuerst der neue Ordo Exsequiarum zu nennen (Editio typica, Vatikan 1969). In diesem liturgischen Buch kommt die Fürbitte für die "anima defuncti" im ganzen 26mal vor. Dazu einige Beispiele:

"Suscipe, Domine, animam servi tui" (vgl. S. 16)

"Inclina, Domine, ... ut animam famuli tui ... " (vgl. S. 18)

"Animamquam de corpore assumpsisti ..." (vgl. S. 19)

"Fratris nostri animam commendamus... (vgl. S. 22)

In der Übersetzung, die sowieso vielfach abgewandelt wird, nämlich im Ritus "Die kirchliche Begräbnisfeier" (1972), fehlt die Fürbitte für die "Seele des Verstorbenen" vollständig. Die Orationen der lateinischen Vorlage sind weitgehend übernommen, aber stets unter sorgfältiger Beiseitelassung der "Seele".

Im neuen Missale Romanum (1. Aufl. 1970, 2. Auflage 1975) sind die Gebete für die "Seelen der Verstorbenen" fast ganz verschwunden. An zwei Stellen werden die Seelen noch erwähnt, nämlich bei den Oratorien "pro fratribus, propinquis et benefactoribus" (S. 909 u. 910); und Super oblata: "... suscipe propitius preces humilitatis nostrae, ut animabus fratrum, propinquorum... (damit du die Seelen...). Ebenso in der Postcommunio.

Weil diese Orationen ganz am Ende der zahlreichen Gebete für die Verstorbenen stehen, liegt die Vermutung nicht fern, daß hier ein Regiefehler vorliegt.

Gerne sei aber anerkannt, daß an anderen Stellen des Missale "Leib und Seele" des Menschen erwähnt werden. Am Feste Mariä Himmelfahrt etwa mußte man ja auf jeden Fall sagen, daß Maria mit "Leib und Seele" in den Himmel aufgenommen wurde (vgl. auch Collecta).

Im neuen deutschen Meßbuch dagegen gibt es ein Fürbittgebet für die Seelen der Verstorbenen überhaupt nicht mehr. Dasselbe gilt infolgedessen auch für das neue Gesang- und Gebetbuch "Gotteslob", das allgemein verbindlich eingeführt worden ist. Wohlgemerkt — dies trifft die Orationen! Im Lektionar (Band VI, 2. Teil), also in den Episteln, Evangelien und Kehrversen kommt die Seele wohl vor, weil es sich hier um biblische Texte handelt. Dies gilt auch für die Psalmen und kurzen Schriftworte der kirchlichen "Begräbnisfeier".

Einige Beispiele: "Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand" (Sap. 3,1). "Er wurde weggenommen, damit nicht Schlechtigkeit seine Einsicht verkehre und Arglist seine Seele täusche" (Sap. 4,7). "Immer denkt meine Seele..: gut ist der Herr zu dem, der auf ihn hofft, zur Seele, die ihn liebt" (Klgl. 3,17).

Der lehrmäßige "Umschwung" über die "Seele" muß in Rom zwischen 1969 und 1970 erfolgt sein - soweit man das eben aus den amtlichen und veröffentlichten Texten schließen kann. Denn der "Ordo Exsequiarum" von 1969 enthält die Seele noch an vielen Stellen, wogegen das "Missale" von 1970 die Seele beseitigt hat; zwei Stellen ausgenommen. Es kann natürlich sein, daß für den "Ordo Exsequiarum" eine andere liturgische Kommission zuständig war als für das Missale. Aber das ist angesichts des Gewichts dieser Anderung unerheblich. Die Tatsachen allein sind ausschlaggebend.

Dabei muß man sich erinnern, daß es nach wie vor gestattet ist, für einen Sterbenden die "commendatio animae" zu beten, das Gebet für die scheidende Seele eines Menschen. Da heißt es gleich zu Anfang: "Proficiscere, anima christiana..." (auf, christliche Seele...!). Im kirchlichen Stundengebet wird auch, jeweils zum Schluß, weiterhin gesagt: "Fidelium animae per misericordiam Dei requiescant in pace!" (Die Seelen der verstorbenen Gläubigen mögen durch

die Barmherzigkeit Gottes ruhen in Frieden!). Aber die allerneuesten deutschen Übersetzungen oder frei formulierten Texte lassen ebenfalls die "Seele" aus!

Wenn man Fachliturgiker fragt, warum man so konsequent die "Seele" ausgemerzt hat, besonders in den deutschen Übersetzungen — dann bekommt man verschiedene Antworten, von denen keine befriedigen kann. Die einen meinen, man müsse endlich den Platonismus beseitigen. Danach würde die Seele im menschlichen Leib wohnen wie in einem Kerker. Oder auch: Der Leib ist das Fahrzeug, dessen sich die Seele vorübergehend bedient, bis sie endlich im Sterben vom Leib wieder befreit wird. Es hat immer solche Gebete gegeben, in denen die Einheit des Menschen (aus Leib und Seele eine einzige Substanz) nicht ausgedrückt wurde, weshalb dann so ein Gebet tatsächlich einen platonischen Klang bekam. Aber auch manche neue liturgische Texte sind davon nicht völlig frei. "Episcopus noster, dum esset in corpore ... " (Unser Bischof, während er im Leibe war...) (vgl. Neues Missale S. 899).

Solche Sätze sind in keiner Weise als glaubensgefährdend anzusehen, weil schließlich diese Art des Sprechens in der Heiligen Schrift vorkommt: "Wenn wir aber zuversichtlich sind, dann ziehen wir es vor, aus dem Leibe auszuwandern und beim Herrn daheim zu sein" (2. Kor. 5,8). Es ist keine Schwierigkeit, dies richtig zu deuten, wie es die Exegeten immer schon getan haben.

Andere Liturgiker sagen, es sei ja mit diesen neuen Formulierungen weder die Existenz der "Seele" noch ihre Unsterblichkeit geleugnet. Formell stimmt das! Aber wenn man dann weiter zu hören bekommt, es sei eben die Hauptsache, daß man überhaupt für die Armen Seelen — pardon: für die Verstorbenen bete, dann ist man der eigentlichen

theologisch-dogmatischen Frage ausgewichen. Es ist eben sachlich doch etwas Ungeheuerliches geschehen. Weil nämlich "das Gesetz des Betens zum Gesetz des Glaubens" wird, hat die Ausmerzung der Seele im Fürbittgebet zur Folge, daß die "Seele" überhaupt als etwas Falsches oder inzwischen "Überholtes" zu gelten hat. Die Liturgiker, speziell die deutschen, haben doch sicher nicht aus Unachtsamkeit die "Seelen" der Verstorbenen vergessen! Sie wollten sehr bewußt davon nichts mehr wissen!

Dahinter steckt die moderne, modernistische Theologie und ihr philosophischer Grundansatz; sie ist von der Identifikation der Seele mit dem Leib überzeugt und sagt vom Menschen, er be-

stünde nur "aus einem Stück" und nicht aus "zwei Stücken". Damit ist zugleich erreicht, daß man mit der Abstammungslehre der heutigen Naturwissenschaft, d. h. der verbreitesten Theorie darüber, leichter zu Rande kommt. Man kann daher auch eine lange Übergangsdauer zwischen Tier und Mensch annehmen. Mit dieser materialistischen Auffassung kann man auch leichter ein "ökumenisches Gespräch" mit den Sozialisten führen, weil man dort immer schon gewußt hat, daß der Mensch keine Seele hat. Jedem echten Christen muß es daher bekannt sein, daß die Lehre von der unsterblichen Menschenseele längst definiert ist und daher nicht mehr im Belieben eines Theologen stehen kann.

#### Unerklärlicher Widerstand

"Unerklärlicher Widerstand – Zehn Merksätze über das erneuerte Missale Romanum", so lautet die Überschrist eines Aufsatzes in der "Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln" (2. 4. 1976) von Prälat Dr. Theodor Schnitzler. Er versucht darin die Einwände gegen die neue Messe zu entkräften. Unter anderem erhebt er den Vorwurf, die Verteidiger der Übersetzung von "pro multis" mit "für viele" stünden in der geistigen Gefolgschaft der Jansenisten. Dieser Gedanke taucht auch in seinem neuen Buch "Was die Messe bedeutet" (Herder 1976) auf, wo er in dem Kapitel "Für alle" schreibt: "Wer den Sinn ,für alle' leugnet, steht in der Gefahr jansenistischer, ja kalvinistischer Anschauungen" (S. 165). — Auch Kardinal Höffner hat in seinem Antwortschreiben an die "Aktion zur Erhaltung der Tridentinischen Messe" (vgl. UVK 2/76,

S. 133) auf den Jansenismus hingewiesen, und das Stichwort "Jansenismus" taucht auch sonst in der Kontroverse mit uns auf (vgl. den Anfang des Artikels in diesem Heft "Jansenistische" Mundkommunion?)

Pfarrer Joachim Zimmermann hat sich in einem Leserbrief in der Kölner Kirchenzeitung mit dieser Frage auseinandergesetzt und ist auch noch auf andere Einwände von Prälat Schnitzler eingegangen:

Herrn Prälat Schnitzler ist zu danken für seine Kritik an gewissen liturgischen Bestrebungen, die "oftmals über die Grenzen des wahren Glaubens und über die Grenzen der Ehrfurcht und des guten Geschmacks weit hinausgehen", desgleichen für seinen Hinweis, daß heute "in der Glaubensdarlegung schwerwiegende irrige Tendenzen und Irrtümer zu verzeichnen sind".

Was nun die Bemühungen um die Bewahrung des bisherigen Missale Romanum (neben dem neuen) anlangt, so weist ja Herr Prälat Schnitzler selber auf die Großzügigkeit Pius' V. hin, der mindestens 200 Jahre alte Riten bestehen ließ. Und ist nicht die liturgische Praxis der Erzdiözese Köln die deutlichste Manifestation eines gottesdienstlichen Pluralismus im guten Sinne? Noch im Jahre 1868 schreibt ein Anonymus in seiner Abhandlung "Die Liturgie der Erzdiözese Köln": "... nach dem Beispiel des Apostolischen Stuhles duldet sie (scil. die erzbischöfliche Behörde), wenn nichtsdestoweniger noch ein Theil des Clerus bei dem besondern Kölnischen Brevier und Missal verharrt..." Man bedenke, daß damals fast dreihundert Jahre seit dem Erscheinen des Meßbuches Pius' V. vergangen waren! Wäre nicht wenigstens ein bißchen solcher Toleranz auch heute zu realisieren, zumal die neue Meßordnung eine weitgestreute Pluriformität der Gestaltungsmöglichkeiten konzediert?

Hinsichtlich des umstrittenen "pro multis", das nun eben "für viele" bedeutet und nicht "für alle", ist zu bemerken, daß die griechische Fassung nicht "hyper pollois" lautet, wie Herr Prälat Schnitzler schreibt, sondern "hyper pollon" (bzw. "peri pollon"). "Manche Proteste gegen die Übersetzung ,für alle' sind leider von jansenistischem Geist geprägt", stellt Sch. fest. Ich glaube, daß ich als an der Kontroverse brennend Interessierter alle namhaften Kritiken an dem "für alle", welches ja keine Übersetzung ist, sondern eine Interpretation, kenne. Nicht eine einzige ist des Jansenismus zu zeihen. Für diesen ist bekanntlich typisch die Beschränkung des göttlichen Heilswillens. Diese (verkehrte) Position ist mir in keiner der Beanstandungen des "für

alle" begegnet, vielmehr fand ich immer wieder die völlig korrekte Aussage, daß Christus zwar für alle gestorben sei, daß sein Tod aber nicht für alle wirksam werde, sondern nur für viele. In diesem Sinne ist zu dem "pro multis" seit der Zeit der Kirchenväter Stellung genommen worden. Auf ostkirchlicher Seite wird an dem "für alle" Anstoß genommen, und es kommt in keiner orientalischen Liturgie vor. Es ist mir unverständlich, daß man nicht bei Herausgabe des neuen deutschen Meßbuches zu dem allein richtigen "für viele", das sich ja auch im lateinischen Missale Pauls VI. unverändert findet, zurückgekehrt ist. Auf diese Weise hätte man mit einem Federstrich einer gewissen massiven Polemik das Fundament entziehen können. Wie klug sind doch z. B. die Polen, welche beim "für viele" geblieben sind! Es dürfte wohl keinem einfallen, auch sie des Jansenismus zu verdächtigen. Wenn Herr Prälat Schnitzler fragt, welche Fassung des Meßbuches Pius' V. erhalten bleiben solle, so möchte ich antworten, die von 1962 (gemäß der rubrikalen Modifizierung Johannes' XXIII.), meinetwegen auch die dreibändige lateinisch-deutsche Ausgabe, die nach dem Konzil erschien. Nirgendwo habe ich die Forderung gefunden, "die großangelegte Erneuerung der Osterliturgie Pius' XII. (,X.' ist wohl ein Druckfehler) wieder auf die Osterfeier Pius' V. zurückzuführen". Im übrigen ließe sich sehr wohl über kleinere Anpassungen reden (z. B. betr. Leseordnung - obschon uns von lutherischer Seite die Aufgabe der sog. altkirchlichen Perikopen als eines weitesthin Gemeinsamen vorgeworfen worden ist) — — wenn nur jene Großzügigkeit in liturgischen Dingen aufleben würde, welche sowohl für den hl. Pius V. wie auch für die Kirche von Köln typisch

### Die Wiederherstellung des Kultes

Von Georg May

Wir müssen sodann die Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes energisch in Angriff nehmen. In dem Gottesdienst der Kirche müssen wir versuchen, wieder auf den Stand des Jahres 1958 zu kommen. Wir müssen die Priester ermuntern, wieder echt katholische Gottesdienste zu feiern und progressistische Verkümmerungen beiseite zu lassen. Wir müssen unermüdlich auf sie einwirken, sich nicht für eine permissive Liturgie herzugeben. Wir müssen die Bischöfe unermüdlich bitten, die Wiederverwendung der Messe des heiligen Papstes Pius' V. zu gestatten Wenn wir nicht nachlassen, wenn sich nur genügend viele Gläubige dieses Anliegen zu eigen machen, dann werden die Bischöfe auf die Dauer nicht über dieses Verlangen hinweggehen können.

Seit Jahren machen die Bischöfe der progressistischen Bewegung Konzessionen. Seit Jahren tun sie progressistischen Theologen den Willen. Jetzt auf einmal, nachdem die progressistische Ernte eingebracht ist, wird Halt geboten. Jetzt soll die Lage auf der erreichten Linie stabilisiert werden. Warum eigentlich? Wird es ihnen doch angst und bange vor dem, was sie ausgelöst haben? Fürchten sie, daß sie die Bewegung nach unten nicht mehr anhalten können? Diese Befürchtung ist begründet. Aber warum jetzt erst Halt gebieten, wo schon so viele Zerstörungen geschehen sind? Warum jetzt die Lage stabilisieren, wo man uns die tridentinische Messe genommen hat? Warum soll jetzt nicht eine Gegenbewegung einsetzen, die das zurückholt, was auf die Müllplätze der Kirchengeschichte geworfen worden ist? Die Progressisten haben eine Bewegung ausgelöst, die zur

Zerstörung der tridentinischen Messe geführt hat. Die Bischöfe haben sich dieser Bewegung angeschlossen und sie zum Erfolg geführt. Wer will uns verbieten, eine Bewegung ins Leben zu rufen, die zur Wiedereinführung der tridentinischen Messe führt? Ist es nicht ziemlich sicher, daß die Bischöfe sich auch ihr wieder anschließen werden, wenn es uns nur gelingt, genügend Menschen dafür zu gewinnen? Mir scheint es sicher: Die Bischöfe werden gegen die Priester, die die tridentinische Messe feiern, nur vorgehen, wenn es ihrer wenige sind. Denn sie sind stark nur gegen Schwache. Sie werden die Priester, die die tridentinische Messe feiern, in Ruhe lassen, wenn es ihrer viele sind. Denn sie haben Respekt vor Zahlen. Die Progressisten haben vieles durch eigene Initiative und Widerstand durchgesetzt, und zwar viel Schädliches. Wir wollen uns für unsere gute und gerechte Sache an ihnen ein Beispiel nehmen.

Wir erinnern daran, daß die Bischöfe davon sprechen, es müsse einen Pluralismus in der Kirche geben, einen Pluralismus z. B. der Theologien. Nun gut, wir wenden diese Parole auf die Liturgie an. Es muß einen Pluralismus der Liturgien geben, und wir alle wissen, daß es ihn gibt. Die Konsequenz dieses liturgischen Pluralismus ist die Koexistenz der tridentinischen Messe mit der Messe Pauls VI. Wir sind für Stabilisierung, aber nicht auf dem Minimalstand von heute. Wir sind für Ordnung, aber nicht auf einem unkatholischen Niveau. Wir sind für Festigkeit, aber nicht an der falschen Stelle. Die Bischöfe werden doch hoffentlich nicht so weit gehen, daß sie alle möglichen Freiheiten der Meßgestaltung einräumen und alle möglichen Willkürlichkeiten dulden und einzig und allein gegen die Priester vorgehen, die die tridentinische Messe feiern. Ein solches Verhalten wäre offensichtlich absurd und ungerecht. Eine Autorität, die all das zuläßt, was heute im innersten Heiligtum des katho-

lischen Gottesdienstes, im heiligen Meßopfer, geschieht, hat das Recht verwirkt, jene zu maßregeln, die an den geheiligten Texten der Messe Pius' V. festhalten.

Aus "Die Katholiken im Heiligen Jahr 1975", Seite 75 f., Kreuz-Verlag, A 1030 Wien.

#### Die Orthodoxen und die neue römische Liturgie

Die mit Rom unierten griechisch-katholischen Christen haben in ihrem Exarchat einen eigenen Bischof und sind berechtigt, ihre uralte ehrwürdige Liturgie beizubehalten. Die "Vox fidei" vom 1. Dez. 1976 (3. Jg. Heft 23) schildert sie nach einem Besuche des Erzbischofes von Marseille bei den nicht-unierten Orthodoxen als "die große, unvermeidlich reiche, innige, geheimnisvolle, vom Schauer des göttlichen Mysteriums erfüllte Liturgie des Ostens, eine ganz feierliche, von der Ehrfurcht und der Erschütterung vor Gott geprägte, weltabgewandte, dem Himmel zugekehrte Liturgie". Bekanntlich vollzieht sich diese Liturgie hinter der Ikonostase, so daß die Gottesdienstbesucher nichts von der heiligen Handlung und nichts von dem zelebrierenden Geistlichen zu sehen bekommen.

Das ist nun das gerade Gegenteil von dem, was das 2. Vatikanische Konzil mit der neuen Liturgie in der römischkatholischen Kirche vorgeschrieben hat. Der Altar und der Geistliche müssen dem Volke zugekehrt sein, so daß alles von der Meßfeier deutlich gesehen werden kann.¹ Und diese Neuerung soll nun nach dem ersehnten Ziel der Wiedervereinigung mit den Orthodoxen nach dem Wunsche des verstorbenen Papstes Johannes XXIII. die Wiedervereinigung ermöglichen? Das Konzil sollte die Aufhebung der Trennung vorbereiten. M. E. werden aber die Orthodoxen lieber auf den Papst als auf ihre ehrwürdige Liturgie verzichten.

Wenn Rom den Unierten ihre alte ehrwürdige Liturgie beizubehalten genehmigt hat, so ist es verwunderlich, daß man den Millionen römischer Katholiken die erhabene tridentinische Liturgie vorenthalten will, die sie schmerzlichst vermissen.

> Dr. med. Walter Roesch, Bad Wörishofen

eine Altaraufstellung empfohlen, die eine Zelebration zum Volk hin ermöglicht.

D. Red.

Diese Auffassung wird zwar in kirchlichen Blättern immer wieder vertreten. Das Konzil hat darüber aber nichts gesagt. In der Institutio Generalis 1969 wird lediglich

#### Katholiken und Moslems

(aus "confrontatie", April 76, Nr. 131, S. 252 ff.)

Vom 1. bis 6. Februar ds. Irs. (1976) wurde in Tripolis, der Hauptstadt von Libyen, ein Studienkongreß von Moslems und Christen abgehalten. Er hatte zum Ziel, den "Dialog" zwischen den Vertretern der beiden Religionen und damit das beiderseitige Verständnis zu fördern. Das ist eine sehr gute Sache. Weniger gut sind einige Beschlüsse, die man gemeinschaftlich unterschrieben hat und die auch vom Hl. Stuhl gutgeheißen worden sind (mit Ausnahme der Artikel 20-21, die nicht seine Billigung fanden wegen ihres politischen, antiisraelischen Charakters). Die katholische Kirche war in Tripolis vertreten durch Kardinal Sergio Pignedoli, den Vorsitzenden des Römischen Sekretariates für die Nicht-Christen. Auf der Titelseite von "La Documentation Catholique" (Paris) vom 7. 3. 1976 sieht man den Kardinal lebhaft lächelnd neben Oberst Gadhafi, dem Präsidenten von Libyen, wohlbekannt in seiner Haltung zu Ägypten und Israel.

Der OSSERVATORE ROMANO vom 13. 2. 1976 hat auf einer Innenseite die französische Übersetzung mit Einleitung aus dem arabischen Text der 22 Beschlüsse publiziert, über die Einigkeit erzielt worden ist. Die o. g. Nummer von "Documentation Catholique" veröffentlichte dieselbe Erklärung (Bl. 219-222). Was auffällt, ist der moslemische Ton des Dokumentes, der sich bis auf die Ausdrucksweise erstreckt. So beginnt es mit "Im Namen Allahs (= Gott) des Barmherzigen, des Erbarmers". So kann ein Christ sicher sprechen, aber das ist ein spezifisch mohammedanischer Ausdruck, womit alle Kapitel des Korans beginnen und der für die Moslems das kennzeichnet,

was für den Christen das Kreuzzeichen mit den dazugehörigen Worten zu Ehren der Dreieinigkeit ist. (Die KM [= Die Katholischen Missionen] haben den Text in Nr. 3/76, S. 95 ff., ohne die Anrufung Allahs dokumentiert! d. Übersetzer)

Art. 2 lautet: "Die beiden Parteien erweisen allen Propheten und Botschaftern der ,himmlischen Religionen' Ehre. Die zwei Parteien beklagen jeden Versuch, die Propheten und Botschafter herabzuwürdigen oder zu verdächtigen, weil das im Widerspruch zum Willen Gottes steht, der sie gesandt hat." Müssen die Christen folglich Mohammed als einen Gesandten und Apostel Gottes ansehen? Man muß die religiösen Gefühle von anderen achten und nicht verletzen durch unhöfliche oder verletzende Ausdrücke. Angesichts der Verehrung, die Mohammed bei den Moslems genießt, muß man in einem mohammedanischen Land wohl wissen, was man in der Offentlichkeit von ihm sagt; aber muß ein Christ anerkennen, daß Mohammed ein Gottgesandter ist?

In Nr. 12 steht, daß beide Parteien die Übersetzungen der "himmlischen Bücher" (Bibel und Koran) in allen Sprachen fördern müssen. Müssen die Christen die Übersetzung und Verbreitung des Korans fördern? Ist dieser für sie ein "himmlisches Buch"? Nr. 15 sagt, daß verkehrte Auffassungen in bezug auf den Glauben der anderen Partei gemeinsam bekämpft werden müssen, selbst bei Orientalisten und Gelehrten, "mit dem Ziel, sie zu korrigieren in Übereinstimmung mit der Glaubensauffassung jeder Partei". Nun stehen im Koran eine Anzahl Dinge, die allein historisch vollkommen unrichtig sind,

nicht selten sogar phantastisch. Mohammed hatte eine ziemlich geringe Kenntnis von der Hl. Schrift der Juden und Christen, sogar von den Evangelien, und hat in bezug auf Jesus apokryphe Legenden für wahr gehalten, sie noch ausgeschmückt. Viele moderne Moslems wissen dies wohl, aber die Masse der "Orthodoxen" will das nicht zugeben und reagiert heftig, wenn man ihnen das sagt.

Während in Nord-Afrika an einer Anzahl von Orten nach dem Wegzug der Franzosen die katholischen Kirchen geschlossen oder an die Moslems übertragen wurden, stellt die mohammedanische Partei in Nr. 14 die Forderung, daß die Kirche zu Cordova in Spanien von der Moschee abgetrennt werden soll und das so bald wie möglich (in der berühmten Moschee dieser Stadt, eine Zeitlang geistlicher und politischer Mittelpunkt des Islam in Spanien, damals Feind des Christentums, haben die Katholiken später eine Kirche gebaut). (Kein Wort über die Rückgabe der o. a. katholischen Kirchen in Nordafrika oder der Hagia Sophia in Konstantinopel! d. Übersetzer)

Vom Libanon wird in Nr. 18 gesagt, daß der dort geführte Streit zu Unrecht als ein Konflikt zwischen Christen und Moslems dargestellt wird. Dies ist bestimmt unwahr: der Libanon ist nach Jahrhunderten der Unterdrückung der Christen durch die Mohammedaner und nach der Ermordung von zahllosen von ihnen, der letzte Zufluchtsort, wo Christen in großer Zahl beisammen wohnen. Wenn sie gegen die mit allen Mitteln kämpfenden Moslems unterliegen, dann ist es mit der christlichen Gemeinschaft im Libanon vorbei...

Um kurz zusammenzufassen: neben einer Anzahl Punkten, die man unterschreiben kann, gibt es andere, mit denen man nicht einverstanden sein kann. Sie bedeuten ebensoviel wie Kapitulation von Christen gegenüber Moslems. Man kann sicher sein, daß so gut wie kein Christ sich daran halten darf. Mit doppelsinnigen Formeln, die von jeder der beiden Parteien auf ihre Weise ausgelegt werden, ist niemandem gedient. Die Ehrlichkeit gebietet, daß man sich deutlich ausdrückt; wenn man nicht sagen will oder kann, was man denkt, soll man schweigen. Die in Tripolis erreichte Übereinkunft verpflichtet die katholische Kirche in keiner Hinsicht; wohl läßt sie erkennen, zu welchen Verleugnungen ihrer selbst gegenwärtig Katholiken bereit sind. Der Islam glaubt an den einen Gott, und das tun (gläubige) Christen auch. Daß die beiden Parteien sich gegenseitig stützen im Kampf gegen den Atheismus, ist ein Ziel, wohin zu streben gut ist. Aber Erklärungen, die Doppeldeutigkeiten und sogar Unwahrheiten beinhalten, tragen zu diesem guten Ziel nicht bei.

Das (apokryphe) 3. Buch Esdras erzählt, wie drei Höflinge des Königs Darius sich die Zeit vertreiben mit der Frage: was ist am mächtigsten? Der erste schreibt: der Wein; der zweite: der König; der dritte, ein Jude namens Zorobabel, schrieb: die Frauen und die Wahrheit. Dann präzisierte er: daß die Wahrheit am größten sei. Und alle riefen: "Groß ist die Wahrheit, sie ist am mächtigsten" (3. Esdr. 4, 41). Dies letzte gilt auch für den "Dialog" zwischen Christen und Moslems und für jeden Dialog. Übersetzung aus dem

Niederländischen: Hugo Kramer

#### Die Gefahr des Indifferentismus

Von F. W. Faber

Die folgenden Zeilen finden sich als Zitat in der Pastoraltheologie von Michael Benger (Regensburg 1863, Bd. 3, S. 67 f.). Sie stehen im Original in dem Buche Fabers "Das kostbare Blut".

Frederick William Faber (1814—63) konvertierte 1845, wurde 1847 Priester und schloß sich dem Oratorium Newmans an. Er gilt als bedeutender aszetischer Schriftsteller. Einige seiner Werke hat der Berliner Kardinal Konrad Graf von Preysing, der ein großer Verehrer von F. W. Faber war, aus dem Englischen ins Deutsche übertragen.

Nun, da die Welt von Irrlehren überzogen ist, und im gesellschaftlichen Leben fast alle Unterschiede zwischen den Gläubigen und anderen verwischt sind, ist es der Bequemlichkeit der Menschen angemessen und ihrer Feigheit angenehm, den Glauben als eine von den vielen das Seelenheil betreffenden Meinungen anzusehen und die Kirche als eine von den vielen Heilsanstalten, die das Seelenheil befördern. Man wird die ungeheuren Privilegien und die ausschließlichen Rechte der Kirche gering anschlagen, entweder aus menschlichen Rücksichten oder als ein leichtes Mittel. die Schwierigkeiten eines Rätsels zu vermeiden, das man nicht zu lösen imstande ist oder dem man nicht ins Gesicht schauen will. Wir müssen die Kirche beständig als die einzige Arche in der Sündflut der Welt, als die einzige Herrin des ewigen Heiles betrachten . . . Wir müssen argwöhnisch sein gegen alle schönen Worte, verführerischen Theorien und sinnreichen Verkleinerungen, welche der Geist der Zeit uns einflößen möchte. Wir dürfen uns durch keine Umstände der Zeit, des Ortes, der

Häresie, durch keine Argumente mißleiten lassen... Die Sünden der Menschen können die Wahrheit Gottes nicht ändern.

Im Umgange mit Ungläubigen befolgt man leicht falsche Prinzipien; man sieht mehr auf ihre Ansichten und Interessen als auf die Interessen Gottes und verrät so beide: jedes Teilchen göttlicher Wahrheit ist mehr wert als alle Welten zusammen. – Die falsche Liebe der Welt hat der Kirche mehr Konvertiten gestohlen als jede andere Ursache. Während sie den Eifer des Missionars erschlaffte, hat sie den Ungläubigen in seiner Finsternis, Lüge und Blindheit bestärkt und in dem Konvertiten die lebendige Wertschätzung des Glaubens abgestumpft, von welcher sein geistiger Fortschritt fast gänzlich abhing. Die ganze Wahrheit, wenn sie auch nicht herzgewinnend ist, ja selbst wenn sie zu hitzig und vorschnell gepredigt wird, bekehrt viel sicherer als die halbe, wenn sie auch noch so anziehend vorgetragen würde, oder ein Irrtum, zu dem man sich herabläßt aus falscher, mißverstandener Liebe.

Die Irrtümer haben auf uns einen weit größeren Einfluß als wir voraussetzen. Jeder populäre Irrtum hat auch unter den Kindern des Glaubens seine Repräsentanten. Diese Ansteckung tut uns in mancherlei Weise sehr viel Übel an, und wir schaden uns selbst in unseren höchsten und besten Interessen durch Ansichten und Gewohnheiten, an denen wir mit Zähigkeit festhängen, ohne daß wir die Verwandtschaft ermitteln, in welcher sie mit den verbreiteten Übeln stehen, welche wir in ihrer nackten Häßlichkeit mit Verachtung in anderen Schichten der Gesellschaft er-

blicken. Gute Christen vernehmen den allgemeinen Konversationston rund umher, sie lesen Bücher und werden nach und nach mit anderen Prinzipien erfüllt, denn es ist ihrem Geiste und Herzen unmöglich, sich dessen zu erwehren. Es ist ermüdend, immer auf seiner Hut zu sein, und wer es nicht ist, wird bald sorglos werden . . .

Die vorwiegenden Irrtümer unseres Zeitalters und unseres Landes finden den Weg zu uns, verderben unseren Glauben, kühlen unseren Eifer ab und verunreinigen uns immer mehr.

#### Lebendes Latein??

Von P. Coelestis Eichenseer

Der folgende Bericht ist erschienen in der Zeitschrift DIE ANREGUNG (Seelsorglicher Dienst in der Welt von heute), Sankt Augustin (Verlag Wort und Werk), Heft 1 (Jhrg. 29), 1. 1. 77, S. 44—45.

Wozu noch Latein? Scheinbar hat ihm das Konzil (Vaticanum II) selber oder doch zum mindesten die Folgerungen daraus den Todesstoß versetzt. Was soll eine "tote" Sprache heute noch, wo wir im Atomzeitalter ganz andere Sorgen und Anliegen haben? Solche und ähnliche Fragen und Einwände werden vorgebracht, wo das Stichwort "Latein" fällt.

Dennoch hat sich gerade seit dem Konzil in nicht übersehbarem Ausmaß gezeigt, wie eine rein nationalsprachlich ausgerichtete Terminologie der Isolation und dem Provinzialismus verfällt. Ganz davon abgesehen, daß die heutige ständige "Völkerwanderung" die Weiterpflege der universellen lateinischen Liturgie neben der nationalsprachlichen als dringend angeraten erscheinen läßt. Aber warum dann nicht gleich Englisch, Spanisch, Arabisch, Russisch oder Chinesisch? Weil Christentum als historische Religion nicht auf mythische oder mythologische Anfänge zurückgreift. Diese

Anfänge sind richtungweisend. Jesus Christus, der Menschen- und Gottessohn, wollte - es muß darauf verwiesen werden! - innerhalb einer römischen Provinz geboren werden während der Regentschaft des ersten römischen Kaisers. Unter Pontius Pilatus, dem römischen Landpfleger, hat Christus sein Erlösungswerk vollendet (wohl am 7. April des Jahres 30: Karfreitag). Christus selber hat keinerlei Schriften hinterlassen. Die Aufzeichnungen der Apostel und Evangelisten sind griechisch, nicht aramäisch. Der Mittelpunkt und Hauptsitz der Kirche blieb nicht Ierusalem, sondern wurde durch Petrus, den Erstapostel, Rom. Daher (gewissermaßen) von Anfang an die notwendige und innere Verbundenheit der römischen Sprache, nämlich des Lateins, mit der Kirche.

Alle Texte, auch die ursprünglich griechisch geschriebenen Konzilstexte, nicht zuletzt die Vulgata, die lateinische Übersetzung der Hl. Schrift, sind in ihrer lateinischen Fassung verbindlich, auch die neueren liturgischen Bücher und Anweisungen, selbst die Canones oder Paragraphen des Kirchenrechts.

Aber was soll dieser Ballast, diese alte oder mittelalterliche Bürde heute?

Aus tiefer Einsicht verweist Papst Pius XI. (um das Jahr 1924) darauf, daß das Latein als Sprache geradezu von der göttlichen Vorsehung bereitgestellt wurde, die Heilswahrheiten unverfälscht durch alle Jahrhunderte weiterzutragen. Völlig unabhängig von kirchlicher Institution und kirchlichem Auftrag veranstaltet der Europa-Sprachclub/München, neuerdings auch die Universität Saarbrücken — seit Sommer 1973 an verschiedenen Orten Süddeutschlands, weit über die Grenzen Bayerns hinaus, Lateinsprachkurse.

Praktischer Grundgedanke dabei war und ist, die am Gymnasium erworbenen Sprachkenntnisse ganz konkret auch zum Gedankenaustausch, also zur Kommunikation, zu verwenden. Solche Kurse bestehen normalerweise aus über zwei Wochen hin verteiltem täglichem 6stündigem Unterricht mit Lateinsprechen, 4 Stunden vormittags, 2 Stunden am Spätnachmittag. Am günstigsten nahm sich der diesjährige Frankfurt-Kurs aus. weil Wohnen und Unterricht im gleichen Gebäude möglich war, sich also ständige Übungsmöglichkeit bot. Die Erfahrungen in all den dreizehn bisher abgehaltenen Kursen waren wirklich verblüffend. Zunächst ging es über die einzelnen wie eine kalte Dusche nieder. Der Kopf kochte, alles schien toll geworden. Meist sehr bald merkten die einzelnen, daß das Latein verhältnismäßig lange und wohlklingende Wörter hat (im Unterschied etwa zum Englischen). Überdies werden die Wörter geschrieben, wie sie gesprochen werden, und sind gar nicht so schwer zu verstehen. Fast regelmäßig nach den ersten drei kritischen Tagen stellte sich bereits eine erste wohltuende Gewöhnung ein. Das Sprechen selber, weil völlig ungewohnt, brauchte längere Anlaufzeit. Aber auch da war zu Beginn der zweiten Kurs-Woche, eben nach der Verschnaufpause des ersten Wochenendes, das Eis zum

großen Teil gebrochen. Leichter taten sich weitgehend die Schüler als die Lehrer, weil unbekümmerter, in der Formulierung von Außerungen und ganzen Sätzen. Im Gegensatz zur Schule beklagten sich hier Schüler darüber, daß sie nicht oft genug gefragt oder aufgerufen wurden. Bei manchen freilich sollte es bis zum nachfolgenden Jahre dauern, bis da einiges Wurzel gefaßt hatte. Aber - und das scheint ein Hauptmoment - alle hatten sie mehr und mehr nicht nur Spaß an der Sache, sondern echte Freude, die an die Stelle früherer Abneigung und langjährigen Widerwillens getreten war. Die Teilnehmer waren zum geringsten Prozentsatz aus Klerus oder Ordensgemeinschaften. Eine Mutter (von 5 Kindern), die sich nach dem Philologiestudium kaum mehr mit Latein befassen konnte, versicherte wiederholt, daß sie seit dem Kurs alle mittelalterlichen lateinischen Texte ohne größere Mühe und mit echtem Gewinn lesen könne.

Für Begriffe neueren Datums und heutige technische Gegebenheiten mußte freilich eine Anzahl neuer Wörter dazugelernt werden. Aber der ständige Gebrauch brachte die Vertiefung und Verankerung. Schließlich ist es auf seine Weise reizvoll, die Gemeinsamkeiten und Unterschiedlichkeiten etwa von Kaffee- und Schreibmaschine (machina cafearia - machina scriptoria) herauszustellen und anzugeben. Unglaublich ist es jedoch, wie verhältnismäßig rasch, ja erstaunlich schnell, scheinbar verschüttetes sprachliches Wissen aktualisiert werden kann. Viele werden es nicht glauben können, aber "contra factum non valet argumentum" (gegen tatsächlichen Sachverhalt gilt kein Beweis).

Diese reichhaltige und erprobte Erfahrung läßt wünschen und hoffen, daß Weltklerus und Ordensleute und viele andere wieder neu beglückenden Zugang zum Latein finden, nämlich zum "ecclesiasticus sermo universalis", zur kirchlichen Universalsprache, die bis in die Zeit Christi zurückreicht und noch nichts von ihrer Prägnanz, Eindeutigkeit, Klangfülle und Eindringlichkeit eingebüßt hat. Für Leser der UVK, die sich für solche Sprachkurse interessieren, geben wir folgende Anschrift bekannt:

Prof. Dr. Coelestis Eichenseer OSB, 6600 Saarbrücken, FB 6. 2. Univ.

#### Prof. Albert Drexel †

Hochwürden Herr Prof. Albert Drexel ist am 9. März 1977 im 89. Lebensjahr und im 63. Jahr seines priesterlichen Wirkens verstorben. Er schrieb in der schweizerischen konservativen Wochenschrift "Das neue Volk" seit Jahren den Leitartikel. Aus seinen letzten Veröffentlichungen werden wir später einen Aufsatz zusammenstellen. Die Sympathie, die dieser heiligmäßige Priester Mgr. Lefebvre und seinem Werk entgegenbrachte, war nicht ohne Einfluß auf die geistige Ausrichtung der UVK.

"Das neue Volk" vom 16. 3. 1977 veröffentlichte in Faksimile-Reproduktion die mühsam geschriebenen letzten Gedanken des Verstorbenen. Sie lauten:

"Mein größter Schmerz in der Sterbestunde ist der Abbruch des Glaubens in der römisch-katholischen Kirche. Mein letzter Wunsch die Versöhnung zwischen Rom und Erzbischof Marcel Lefebrer

Ehre sei Gott dem Dreieinigen jetzt und in Ewigkeit!"

Anschriften einiger Autoren:

P. Dr. Athanasius Kröger OSB, Benediktinerabtei, 4421 Gerleve üb. Coesfeld;

Prof. Dr. Walter Hoeres, Schönbornstraße 47, 6000 Frankfurt/Main;

Dr. Andreas Schönberger, Reneauldstraße 58, 6630 Saarlouis.